Just do it - das Tagebuch

Hinweis: das ist ein mehr oder weniger persönliches Tagebuch von mir (Martin), unqualifizierte oder sonstwie kompromittierende Aussagen sind rein subjektiv, entbehren jeder Grundlage und entsprechen in der Regel und meist immer nie der Wirklichkeit. Ähnlichkeiten mit Lebenden und Personen, die scheinbar meinem Bekanntenkreis entstammen, sind, insbesondere wenn sie etwas schlechter wegkommen, nicht beabsichtigt, rein zufällig und ebenfalls in der Regel frei erfunden. Der Leser möge dies bei der Lektüre berücksichtigen und entsprechend korrigierend interpretieren. Auch Schwächen in der Orthografie und der Zeichensetzung seien mir verziehen. Schließlich bewegt sich das Schiff (mehr oder weniger). PS.: Copyright für alle Formen der Vervielfältigung und Weitergabe beim Autor (wo auch sonst).

Teil 961 - 1000 Callao bis Callao

961. (Mi. 26.09.07) Im Tiefschlaf nehme ich ein Bootshorn wahr. Ein Bootshorn? Die Chilenen starten! Springe aus dem Bett und winke und fotografiere. In Unterhose. Bestimmt ein nettes Bild.

Später am Tag widmen wir uns des Seglers Sorgenaufgabe: Wäsche wegbringen. Nach einigen widersprüchlichen Hinweisen finden wir tatsächlich eine Wäscherei. Wie sich zeigen wird, teuer, aber auch gut. Da wir eh schon unterwegs sind spazieren wir durch La Punta. Wirklich nett. Die Gebäude zeigen wieder einmal einen Querschnitt durch die Architekturgeschichte seit Ende des 19. Jahrhunderts. Auf den Straßen ist es recht lebendig und vor allem, es ist in diesem Stadtteil supersicher. La Punta liegt auf einer schmalen, langgestreckten Halbinsel. Lediglich eine Straße führt hinein, die Parallelstraße hinaus. Beide Zugänge werden von einer Polizeistation überwacht. An den Ufern der Halbinsel hat man Promenaden angelegt. Im Süden sind weite Flächen dem Naturschutz gewidmet. Schulklassen mit ABC-Schützen wuseln hier herum. La Punta scheint beliebtes Ausflugziel zu sein. Am Ende der Halbinsel warten zahlreiche Restaurants auf Gäste. Und Ruderboote auf Ausflügler. Da die kiesigen Strände recht steil sind, werden die Boote mit Taljen an Land gezerrt. An diversen Stellen der Strände sind eigens zu diesem Zweck feste Dreibeine errichtet.

Werden von Obern auf Dachterassenrestaurant gerufen. Es gehört zum Club Nautico. Die Mitgliedschaft ist ausschließlich Marineangehörigen vorbehalten, aber das Restaurant ist öffentlich. Wieder probieren wir *ceviche*. Trotz der Tagesmenüs in größerer Auswahl.



Später verlegen wir an eine Boje. Argwöhnisch beobachten wir die beeindruckenden Vogelabwehrinstallationen auf den einheimischen Yachten. Überall flattern Plastiktüten, Bänder, weisen pieksige Spitzen in den Himmel. Manche Boote sind vollständig verhüllt. Und dennoch, auf den meisten Booten sind die Hinterlassenschaften der Guanoproduzenten zu erkennen. Ob die vielen Vögel unser Boot auslassen? Gleich neben uns liegt die COMDESA. Sieh mal einer an. Clark, ihr Eigner, ist sicher schon ein reicher Mann. Er muß den Kot nur abkratzen und als Dünger verkaufen. Den Abend verbringen wir mit intensiven Planungen für den bevorstehenden Inlandausflug. Dabei schlägt Anke plötzlich und heftig mit dem Tetra-Pack Wein auf den Tisch. Ziel war eine German Cochrane. eine Kakerlake, die sich traute, bei Licht und in aller Offensichtlichkeit über den Tisch vor unserer Nase zu krabbeln. Wird Zeit, mal wieder die bewährten brasilianischen Fallen aufzustellen.

962. (Do. 27.09.07) Mit dem Kleinbus fahren wir nach *San Isidro*, einem der Wirtschaftszentren Limas. Uns überraschen die sauberen Straßen. Auch in den Hafenvierteln und in Ecken, in den die Bebauung nicht gerade umwerfend ist, nirgends sehen wir Müll. Dafür sehen wir viel Leben auf den Straßen, viel Mestizen, auffallend hübsche Menschen, beide Geschlechter. Auf dem Rückweg, im Dunkeln, man hat uns gewarnt nicht im Dunkeln Bus zu fahren, entdecken wir allerorts Garküchen und immer wieder kleine lebendige Ortszentren.

Was haben wir in der Stadt gemacht? Unsere Zeit im Reisebüro von Vicky, Jaimes Gattin verbracht, um verschiedene Buchungen für *Cuzco* und *Aguas Calientes* vorzunehmen. Mittag in einer Mall. Chinesisch. Preiswert. Gibt viele China-Restaurants in Lima.

963. (Fr. 28.09.07) Segel abgeschlagen, ein wenig geputzt, Anke holt die Wäsche. Die ist unerwartet sauber geworden. Das immer währende Wäscheproblem. Erstaunlich, daß ausgerechnet in Ländern wie Peru oder auch Brasilien, in denen man eher zurückhaltende Maßstäbe anlegen würde, gute Arbeit geleistet wird, während viele *lavanderias* in Argentinien, mehr noch in Chile, die Wäsche in einem Zustand zurück geben, daß man meint, die seien mit Duftstoff gespült worden, um den nicht weiter nennenswerten Wascheffekt zu übertünchen. Tante Tilly würde ohnmächtig nieder sinken.



964. (So. 30.09.07) Perfekte nächtliche Abholung. Sowohl die *lancha* des Clubs als auch das Taxi, beide sind pünktlich. Und mit dem Taxifahrer können wir sogleich die Rückfahrt vereinbaren. Er will uns in vierzehn Tagen am Flughafen abholen. Auf der Fahrt passieren wir ein Kleintaxi, das in einer sichtbar scharfen Polizeikontrolle hängt. Unser Fahrer erläutert, daß die Polizei mißtrauisch ist, wenn Kleintaxen mit drei bis



vier Fahrgästen besetzt sind. Das kann ein Zeichen sein, daß es überfallen wurde. Ansonsten fallen wie schon fast gewohnt überall sauberen Straßen und gepflegten Grünanlagen auf. Der Flug erfolgt in einem neuen Airbus A 319. Wie angenehm, kein Seelenverkäufer. Das Bordpersonal ist freundlich und aufmerksam. Leider beherrscht eine dichte Wolkendecke das Bild. Nur hin und wieder lugt ein Gipfel zaghaft durch die weiße

Wattefläche. Dann reißt eine kleine Lücke auf, in die das Flugzeug hineintaucht. Die Wolkenschicht ist nicht sehr dick. Das Sonnenlicht dringt daher in vielfältig schattierten Strahlenbündeln hindurch und schafft unter den Wolken eine eigenartige, einerseits trüb graue, doch auch wieder irrlichternde Atmosphäre. Mir kommt es vor, als tauche das Flugzeug in ein lichtdurchflutetes, aber auf Grautöne beschränktes Aquarium. Der

Anflug auf *Cuzco* scheint nicht einfach zu sein. Es geht in ein langgestrecktes Tal hinein, dann folgt eine Wende um einen Berg herum, und schließlich hinab auf das Rollfeld, das mitten in der Stadt gelegen ist.

Cuzco, immerhin auf rund 3.800 m Höhe gelegen, empfängt uns mit unerwarteter Wärme. Na, sagen wir mal, es ist trotz der frühen Stunde bei weitem nicht so kalt, wie erwartet. Am Flughafen erwartet uns bereits ein Taxi der Pension, so daß wir uns um nichts kümmern müssen. Wir können sofort unsere Zimmer beziehen und nutzen die Gelegenheit zu einer schnellen Dusche. Dann stürzen wir uns auch schon in die Stadt. Nutze den Tag! Das Hostal Alemán, in dem wir uns einquartiert haben, befindet sich an einem der Hänge, die die alte Kernstadt begrenzen. Die meisten der Gebäude stammen aus alter Zeit, und so verwundert es nicht, dass auch alle Straßen und Gassen altertümliche Formate aufweisen. Alles ist eng und schnuckelig. Die meisten Häuser sind außerordentlich gepflegt, die Straßen sind sauber. Nirgends fliegt Unrat herum. Der erste Eindruck paßt so gar nicht zu den Schauergeschichten, die wir von der Stadt gehört haben. Und so will es uns gar nicht gelingen, uns unsicher zu fühlen. Da heute Sonntag ist, haben leider viele Geschäfte geschlossen. So streben wir direkt zum Plaza Mayor. Mit uns trifft dort auch der Sonnenschein ein und taucht die ganze Szenerie in warmes, helles Licht. Vor der Kathedrale frönt man einer südamerikanischen Leidenschaft, es wird paradiert. Zuerst kommt eine militärische Formation, gefolgt von einer Militärkapelle, und die spielt dann auf zum Vorbeimarsch der Kollegien und ausgewählter Schülergruppen. Wahrscheinlich ist heute der Tag der Volksbildung. Und obwohl Cuzco heute einen eher verschlafenen Eindruck macht, auf der Plaza Mayor herrscht reges Leben. Überall bieten Straßenverkäufer ihre Ware feil, Armbänder, Fingerpuppen, Schmuck, Gürtel, Schals, Mützen und auch Decken und Pullover. Viele Webarbeiten. Unter den Anbietern leider auch Kinder.

Wir besuchen die Kathedrale und mit ihr gleich drei weitere Kirchen, die an sie angegliedert wurden, die *Iglesia de El Triunfo* und die *Iglesia de Jesus Maria*. Wir werden sogleich von einer jungen Frau abgefangen, die uns für eine nicht









näher bestimmtes Trinkgeld führen will. Wir wollen aber nicht, da der Eintritt in die Kathedrale schon reichlich (über-) teuer war. Da bietet sie an, uns kostenlos zu führen. Gewissermaßen als Volontariat. Ich bin mißtrauisch, aber tatsächlich, als sie ihre Führung beendet, setzt sie sich mit freundlichen Grüßen ab, ohne das Wort Geld auch nur zu erwähnen. Die erste Überraschung ist: Fotografieren verboten! Das man nicht blitzen soll, können wir im Interesse der zahllosen Kunstwerke um uns herum verstehen, aber keine Fotos? Es ist niemand da, der gestört werden könnte, und es gibt für Interessenten auch keine Möglichkeit, ein paar nette Fotos zu kaufen. Die erste iglesia zeichnet sich mit blaufarben akzentuiertem Dachgewölbe und einem riesigen, goldenen Altar aus. Die in der Mitte gelegene, dreischiffige Kathedrale überspannt eine gewaltige Fläche. Ganz ungewöhnlich befindet sich das Gestühl für die wichtigsten kirchlichen Würdenträger nicht hinter dem Altar, sondern diesem in einiger Entfernung gegenüber. Ein gesondert abgesetztes Würdenträgergeviert. Die Seitenschiffe werden flankiert von geräumigen Nischen mit Seitenaltären. Sie alle zeichnen sich durch üppige Schnitzarbeiten aus. Kaum weniger aufwendig gearbeitet sind die großen Absperrungen zwischen diesen und dem Kirchenschiff. Die Heiligenfiguren sind in kostbar glitzernde Kleider gehüllt. Wir erfahren, dass jede Figur über mehrere Garderoben verfügt, die regelmäßig gewechselt werden. Der Altar der Kathedrale ist vergleichsweise schlicht und, relativ ungewöhnlich, in kühlem Silber gehalten. Wir können um ihn herum wandern und entdecken eine große Abendmahlsdarstellung in der Art des berühmten da Vinci's, aber als kleine Besonderheit und Remineszens an die lokalen Vorlieben befindet sich als Abendmahlzeit ein gebratenes Meerschwein auf dem Tisch. In der Kathedrale wird auch eine im Laufe der Jahrhunderte gedunkelte Christusstatue aufbewahrt. Es stellt den Jesus zum Erdbeben dar. Im 16. Jahrhundert wurde Cuzco von einem außerordentlichen Erdbeben heimgesucht. Vom Nachmittag des betreffenden Tages bis zum Abend zählten die Chronisten 400 Erdstöße. Die verzweifelten Menschen wussten keinen Rat, bis man darauf verfiel, die unversehrte Statue betend durch die zerstörte, brennende Stadt zu tragen. Daraufhin endeten die Erdbeben, was man der Statue zurechnete.

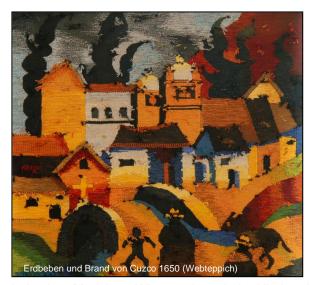
Die dritte Kirche ist in ihrer gesamten Erscheinung wieder recht schlicht. Dafür kann man in ihr eine Krypta besichtigen und das Standbild des heiligen James, der irgendwelche Spanier vor dem Angriff einer Indianerübermacht gerettet hat. Die Heiligen haben anscheinend auch nicht gerade ein Faible dafür gehabt, sich auf die Seite der "Unterdrückten" zu stellen.

Als wir die Gotteshäuser verlassen stellen wir fest, daß wir nicht ausreichend Geld mitgenommen haben. Also noch mal zurück zum *Hostal*. Dazu geht es etwas bergauf und wir kommen ganz schön ins Keuchen. Die Höhe macht uns zu schaffen. Besser mit Barem versorgt kehren wir bei einem jungen Franzosen ein, der mit seiner peruanischen Frau ein kleines Restaurant betreibt. Gut und preiswert. Erstmals teste ich Inka-Cola, das allseits angepriesene "National-Getränk" der Peruaner. Obwohl wir vermuten, dass es sich um diesen Rang mit dem Pisco streiten muß.









Wie auch immer. Inka-Cola ist eine gelbliche Limonade mit einem ausgeprägtem Kaugummi-Geschmack. Nett zu probieren, aber nicht gerade der Knaller. Gestärkt machen wir uns auf, mal wieder Ruinen zu besichtigen. Immer diese ollen Gemäuer, Das Ausgrabungsgelände ist leider (hihi) geschlossen, da ja Sonntag ist. Dafür geraten wir in die Fänge einer indianischen Straßenverkäuferin, die uns demonstriert, wie man Gürtel webt. Anke handelt und ersteht ein paar Gürtel. Wenig später erstehen wir nach kurzem Widerstand auch noch ein paar Fingerpuppen von einem bild-

hübschen Mädchen. Wie war das mit der Kinderarbeit?

Nicht weit befindet sich eines der zahllosen Museen Cuzcos. Es ist wie fast alle Gebäude im alten Stadtzentrum auf den Mauern alter Inka-Heiligtümer errichtet. Wir erfahren eine Menge zur Bauweise und Architektur der alten Inkastätten, bewundern die nicht weniger beeindruckenden Hinterlassenschaften der Spanier, die gewaltigen Gemälde, die die Kreuzgänge des Museumsgeländes zieren und die Zeugnisse der gegenseitigen kulturellen Durchdringung nach der Conquista. Am intensivsten studieren wir die Ausführungen über das astronomische Wissen der Inka. Auch sie schufen sich eine Welt der nächtlichen Himmelsbilder, doch waren es bei ihnen nicht nur Sternbilder. Die Schattenwolken in der Milchstraße wurden ähnlich gedeutet und stellten wesentliche Geschöpfe ihrer Mythologie dar: das Llama, den Puma, eine Schlange. Wieso hier schon wieder ein Fotografierverbot herrscht, bleibt unserem Verständnis verschlossen. Und weil wir uns gerade an der richtigen Ecke befinden, machen wir natürlich auch einen kleinen Abstecher zu "den" Inkafundamenten: der berühmtesten Mauer der Stadt. Nun, ganz nett. Und unübersehbar, da sich hier die Touristen und Möchtegern-guides ballen. Der berühmte zwölfeckige Stein haut uns nicht vom Hocker, obwohl uns die "guides", die hier überall herumlungern und ob gewollt oder nicht, versichern, daß er berühmter sei als Michael Jackson. Ihre Enttäuschung ist dann groß, weil sie trotz dieser weltbewegenden Information kein Trinkgeld bekommen. Es soll sogar noch einen dreizehneckigen Stein geben, aber den schenken wir uns.

Anders als wir es kennen, sahen die Inka im Nachthimmel nicht nur Sternbilder, Auch in den dunklen Partien der Milchstraße erkannten sie Gestalten ihrer Mythologie. Auf dem Gemälde des Miguel Araoz Cartagena, das Himmel über Cuzco während der Monate Juli und August darstellt, sind unschwer ein Mensch (Hirte), ein Llama und eine Schlange zu erkennen. Die Augen des Llamas werden von Beta-Zentauri gebildet.





Cuzco war für die Inka ein besonders heiliger Ort. Und so hier zahllose befanden sich Heiligtümer, wakas genannt. Sie waren untereinander und Heiligtümern andernorts imaginären Linien, den seques, verbunden. Besagter Miguel Cartagena stellt Araoz Gemälde dieses abgebildeten Prinzip der Verbundenheit dar. Jeder Punkt repräsentiert ein Heiligtum. Die 41 Linien sprechen für sich. Die Farben wiederum repräsentieren die vier Provinzen des Inka-Reiches Die Provinz Kuntisuvu verfügte über vierzehn oder fünfzehn segues, während sich die anderen mit jeweils neun geben Strahelndes Zentrum des ganzen Arrangements war Cuzco.

Interessanter ist dagegen, daß man aus einer bestimmten Abfolge der Steinsetzungen mit einiger Phantasie Tiergestalten herauslesen kann. Wobei ich mich unwillkürlich Frage, was man als wissenschaftlich abgesicherte Aussage werten kann, und bei welcher Gestalt die Phantasie des Wissenschaftlers durchgegangen ist. Eine Frage, die uns in den nächsten Tagen noch öfter begegnen wird.

Den Abend verbringen wir in einem einfachen Restaurant. Der Höhe sei Dank verzichten wir auf Alkohol und beschränken uns auf Limonade, die man in Literkrügen bestellen kann. Ich muß ja gestehen, daß ich über die häufige Schilderung des auffallenden Limonade-Konsum in einer jüngeren Veröffentlichung über eine Segelreise sehr amüsiert war und die Limonade für ein Phantasieprodukt hielt. Aber, Schande über mich und eine Entschuldigung an den Autor des angedeuteten Werkes, es gibt sie tatsächlich, die Limonade, und es ist eine durchaus schmackhafte und erfrischende Getränkevariante. Meist kreiert aus Wasser, frisch gepreßter Zitrone oder Limette, Zucker und gelegentlich auch mit Orangensaft ergänzt. Und natürlich gehören auch ein paar Eiswürfel hinein. Ja und wie reagiert der Magen- und Darmtrakt auf diesen Verstoß gegen alle Regeln der touristischen Vorsicht? Gar nicht. Zumindest hatten wir bislang nie Probleme wegen des Genuß von Eiswürfeln und Salaten, egal wo wir uns aufhielten.

965. (Mo. 01.10.07) Zum Frühstück gibt es von Haus aus Coca-Tee und auf Wunsch auch Tabletten gegen die Höhenkrankheit. Letztere benötigen wir nicht, aber den Tee trinken wir gerne. Man kann ihn als Beuteltee bekommen, so wie jeden anderen Tee auch, oder man gibt ein paar Coca-Blätter in die Tasse und gießt diese mit heißem Wasser auf. Nach Geschmack Zucker dazu, und nach einigen Minuten läßt sich der Tee dann schlürfen. Der Geschmack läßt sich schwer beschreiben. Er ähnelt ein wenig einem milden Grünen Tee. Die Blätter schwimmen an der Oberfläche des Wassers, bis man Zucker hinzugibt. Dann tauchen die meisten merkwürdigerweise

Vom Garten unserer "Pension Aleman" genießen wir den Blick über die Dächer von Cuzco, die sich vor uns in ein flaches Tal senken und auf der gegenüberliegenden Seite wieder ansteigen. Eine harmonische Symphonie in Ziegelrot, akzentuiert und gekrönt von den Kuppeln und Türmen der zahllosen Kirchen. Müssen warten, da es Probleme mit unseren vorgebuchten Reisen und Übernachtungen gibt.



Irgendwie hängen wir im luftleeren Raum. Die Belegschaft der Pension gibt sich ale Mühe (vielen Dank!), die entstandenen Unklarheiten zu beseitigen. Man telefoniert mit dem Reisebüro in Lima, mit diesem und jenem, und schließlich stellt sich heraus, daß es in *Cuzco* eigentlich ein Kontaktbüro gibt, das sich um uns kümmern soll. Schön, wenn man so etwas als Kunde auch mal erfährt.

Unser erster Weg führt uns mal wieder in ein Museum, das Inka-Museum. Ganz nett, aber ein gutes Buch bringt wahrscheinlich mehr. Es gibt viel Keramik zu sehen, steinerne Hinterlassenschaften und schwarzes Silber. Güldene Relikte erwartet man vergebens. Dafür sind zur Abwechslung auch ein paar Mumien ausgestellt. Das Arrangement ihrer Körper und noch ein paar nette Details lassen bei einiger Vorsicht vermuten, dass zumindest einige von Ihnen nicht ganz freiwillig aus dem Leben geschieden sind. Vielleicht sollten wir ganz dankbar sein, dass wir heute und in unserem Kulturkreis leben. Im Hof des Museums findet allgemeines Schauweben statt. Einige Indios demonstrieren ihre

traditionellen handwerklichen Fähigkeiten. Fotografieren ist erwünscht – gegen Trinkgeld natürlich. Und das gilt ach für die Indio-Mama mit dem geschmückten *Llama*, die sich besonders geschäfttüchtig gebärt. Man muß schon darauf achten, sie



nicht versehentlich mit aufzunehmen und anschließend über ein Bakschisch verhandeln. Gegen Mittag reicht es uns auch, und wir ziehen uns zurück, mal ein Alpaca-Steak zu probieren. Das Fleisch entpuppt sich als sehr zart, aber von recht neutralem Geschmack. Es lebt vor allem von der Kunst des Kochs, das Fleisch zu würzen, ähnlich Hühnerbrust oder Karnickel. Nachbartisch sehen wir erstmals ein Meerschwein. Es wird komplett angeliefert, mit Kopf einschließlich der Nagezähnchen, Füßen einschließlich der winzigen Krallen. Der Kunde ist sichtlich skeptisch und puhlt schließlich das wenige Fleisch, das er unter der Haut des Rumpfes finden kann heraus. Wahrscheinlich hätte er die Haut mit essen müssen. Ist bestimmt das Leckerste, wie eine krosse Hühnerhaut. Auf meine Nachfrage legt

er sich klar fest: keine Empfehlung, aber er habe eine Wette gegenüber seinen Schülern (ein Lehrer also) einlösen müssen, was er hiermit glücklich hinter sich gebracht habe. Zu allem Überfluß lassen wir uns während der Mahlzeit noch eine Panflöte und ein Charango andrehen, eine Minigitarre, die ich später auch locker zu einem Drittel des Preises hätte bekommen können. Man macht doch immer wieder die gleichen Fehler. Wenn wir viel üben, wer weiß, vielleicht geben wir eines Tages Konzerte.

Am Nachmittag machen wir uns an den Aufstieg zu den Ruinen von Sacsahuaman. Sie sind von unserer Pension aus recht einfach zu Fuß zu erreichen. Die Führer Ein-Stundenschreiben von einer Wanderung, wir brauchen nicht viel weniger als die Hälfte. Obwohl wir ganz schön pusten und Pausen machen, denn es geht steil bergauf. An die Höhe haben wir uns noch lange nicht gewöhnt. Bei den Ruinen stellen wir erstaunt fest, daß man uns kein Einzelticket verkaufen will. Das Mindeste sei 4-Ruinen-Ticket für umgerechnet 10 Euro. Ja und wenn ich weder Zeit noch Interesse habe, mehr als



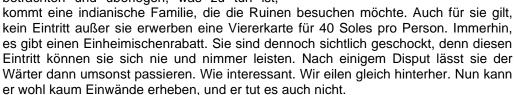
Aus dem Gruselkabinett: Mumie mit Beigabe, ein wahrscheinlich lebendig mit begrabenes Kind. Die Inka waren auch nicht gerade feinfühlige Zeitgenossen (Inka Museum, Foto: Anke Preiß)



Traditionelle Webtechnik im Hof des Inka Museums (Foto: Anke Preiß)

eine Ruine zu besuchen? Auch das hilft nicht. Schon sehr ärgerlich. Unten in der Stadt hatte man uns noch an einer Ticketverkaufstelle erklärt, man könne hier oben auch Eintrittskarten nur für Sacsayhuamán kaufen. Wir schmollen und beklagen hörbar den Unsinn eines solchen Geschäftsgebahrens. Einer der Männer im Kassenhäuschen meint, wir sollten erst mal zum nahe gelegenen Templo de la Luna gehen, da sei der Eintritt frei, und um fünf Uhr wiederkommen, da sei hier nichts mehr los und wir könnten umsonst auf das Ruinengelände. Nun gut. Der Templo de la Luna ist eine alte Inka-Festung, die auf einem monolythischen Felsrücken errichtet

wurde. Auf einer Seite ist er aufgrund seiner natürlichen Beschaffenheit völlig geschützt, und auf der anderen haben die Inka ihn mit ihren typischen Mauerwerken befestigt. Viel zu sehen gibt es allerdings nicht. Das Gelände dieser Ruine geht nahezu nahtlos über in die Ruinen von Qengo, die mal wieder Eintritt kosten sollen. Und wieder das gleiche Problem: keine Einzeleintritt, nur Sammelticket ist möglich. Wir diskutieren erfolglos mit der Aufpasserin. Langsam werde ich echt ärgerlich. Aber was hilft es. Versuchen wir eben, uns durch "rückwärtigen" Eingang zu schleichen. Auch dort ein Aufpasser. Während wir auf ein paar Steinen sitzen, die Ruinen aus der Entfernung betrachten und überlegen, was zu tun ist,



Die Anlage besitzt einen Kern mit einem unterirdischen Trakt. Darin befinden sich einige gewaltige Steinblöcke, deren Oberseiten man zu tischähnlichen Platten ausgearbeitet hat. Irgendwo habe ich die Annahme gelesen, dass sie Opferzwecken dienten. Der hiesige *guide* erklärt, dass sie weit weniger blutrünstig der rituellen Einbalsamierung der Verstorbenen dienten. Wir kriechen noch ein wenig im Labyrinth dieser Anlage hin und her, dann machen wir uns wieder auf den Weg zu Sacsayhuamán. Unterwegs begegnen wir noch einer Indianerin mit Alpacas und einem Llama. Wir kommen freundlich ins Gespräch, und wie wohltuend, sie gehört nicht zur Vertreterin derjenigen, die sofort für ein Foto gegen Geld posieren wollen.

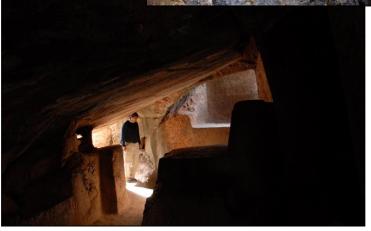


Bei Sacsayhuamán erst mal eine Enttäuschung. Es ist bereits kurz vor fünf, und kein Wächter macht Anstalten, sich in den Feierabend zurück zu ziehen. Überstunden? Hier? So entwickelt sich ein kleines Katz- und Maus-Spiel. Schließlich

hat sich nahe eines Kassenhäuschens eine kleine Truppe frustrierter Möchtegern-Besucher zusammengefunden. Drei Engländerinnen und wir. Und als "unsere" Aufpasserin von einem anderen bösen Eindringling

veranlaßt in die Ferne entschwindet, heißt es nur: das ist unsere Chance. Schnell flitzen wir über die trennende Straße zu einem sichtschützenden Gemäuer am Fuße der Ruinen. Das könnte fast klappen, wenn, ja wenn unser Ausfall nicht auch den Zuspruch der Einheimischen Besucher und hier auf Kunden wartenden Straßenhändler finden würde.





Ein als ganzes aus dem Fels gehauener Inkathron (?) im Templo de La Luna (oben). Unten: die Einbalsamierungshöhlen unter den Ruinen von Qenqo (Foto oben: Anke Preiß)

Alpaca-Baby (Bulli) und Besitzerin



"Go! Go! Go!" feuern sie uns an. So lautstark, daß unsere Tante natürlich auf uns aufmerksam wird. Nun kreiseln wir wie im Comic um die nächstgelegenen Ruinen. Sie hierhin, wir dorthin. Und so fort. Fast schon albern. Dummerweise haben sie hier aber ein ganz interessantes und gut funktionierendes System. An strategischen Punkten sitzen weitere Aufpasser, mit Trillerpfeifen ausgerüstet. Und wie die englischen Bobbys signalisieren sie sich per Pfiff die nötigen Informationen. So werden wir schließlich eingefangen. Unser Häscher hat, so scheint es mir, sogar Verständnis für uns, aber so langsam haben wir auch die Lust verloren. So zockeln wir denn wieder zurück Richtung Cuzco. Lernen dabei zwei Südafrikanerinnen kennen, die uns prompt zwei der großen Eintrittstickets



Der angeblich schwerste Stein in den Mauern von Sacsayhuamán

vermachen, von deren 17 "Attraktionen" lediglich zwei abgeknipst sind. Wir können sie daher dann auch überzeugen, daß es durchaus ok ist, wenn wir ihnen im Gegenzug den halben Kaufpreis erstatten.

Aber der echte Hammer war ein Kondor. Als wir noch am Kassenhäuschen warteten, tauchte völlig überraschend und ganz niedrig über den Ruinenzirkel von Sacsayhuamán hinwegschwebend ein gewaltiger schwarzer Vogel auf. Flog direkt auf uns zu, wurde gewaltiger und gewaltiger, ich konnte förmlich "sehen", wie mir vor Überraschung der Mund offen stand, drehte dann und glitt Richtung Tal. Weil er so völlig dunkel war, wollte ich erst nicht an einen Kondor glauben, aber alle anderen großen Greife der Gegend müßten helle und weiße Partien besitzen. Und auch die Größe ließ kaum einen anderen Schluß zu. Viel später konnten wir dann nachlesen, daß die Jungvögel der Kondore völlig dunkel sind und den charakteristischen weißen Kragen noch nicht besitzen.

Vielleicht sollte ich noch ein bißchen was zu den Inkabauten ergänzen. Die alten Schlauberger haben natürlich geschummelt. Weil ja niemand hinter die dicken Steine schauen konnte, haben sie dieselben zwar großflächig zugehauen, und die größten sind nun wirklich nicht von Pappe, aber dafür haben sie sie recht dünn gelassen. Eine Inkamauer besteht daher meist aus zwei Steinsetzungen, eine vordere und eine hintere, zwischen denen Schuttmaterial aufgefüllt wurde. Kommt doch alles ans Tageslicht. Dafür haben sie sich etwas mehr Zeit beim Arrangement der einzelnen Blöcke gelassen. Wenn man sich etwas Zeit nimmt und die Phantasie etwas laufen läßt, erkennt man in den Steinsetzungen plötzlich mehr oder wenig kubisch abstrahierte Bildnisse wichtiger Symbole. Schlange, Puma, Schildkröte ...



966. (Di. 02.10.07) Frühstücksdiskussion mit anderen deutschen Gästen über Hochschul- und Entwicklungspolitik. Darüber ist die vorbestellte Abholung für unseren Tagesausflug fast schief gegangen. Gut, daß wir unsere Herbergseltern gebeten haben, noch mal nachzuhaken. Man hätte uns glatt vergessen.

Die drei Wehrmauerzüge von Sacsayhuamán (Foto: Anke Preiß)

Die Busfahrt zeigt auch die weniger schönen Seiten von Cuzco. Erstmals entdecken wir auch Müll zwischen den Häusern. Der Bus erklimmt weitere Höhenmeter, überwindet einen Paß, und legt dann in einem kleinen unscheinbaren Ort den ersten Stop ein. Hier gibt es einen Touristenmarkt, alles angeblich preisgünstiger, als bei den touristischen Highlights. Mag sein. Der ganze wird von Lautsprechern, die Lampenmasten befestigt sind, mit chinesischer Musik beschallt. Zumindest klingt sie so. Die meisten Waren sind der übliche Kram. Immerhin, einer der Stände zeigt ein anderes Sortiment. Alte Münzen, Gebrauchs-Reitutensilien. gegenstände und Darunter Reitpeitsche mit sehr schön gearbeitetem Handstück. Erstaunlich, daß es in dem Ort sogar ein paar Hostals



Interessanter als der Markt: eine kleine Garküche

und Hotels gibt. Das Einzige, was ich wirklich interessant finde, ist eine kleine, schlichte Garküche. Und wenn wir nicht mit der Busfahrt auch ein Mittagessen gebucht hätten, und die Zeit so knapp bemessen wäre, dann würde ich jetzt hier essen.

So werden wir auch bald wieder in den Bus gescheucht, und höher führt uns der Weg. *Pisaq* im Urubamba-Tal ist das Ziel. Am Eintrittshäuschen kommt die Probe aufs Exempel. Unsere gestern erhaltenen Tickets, ja namentlich auf andere Personen ausgestellt, werden anerkannt. Kleine Verzögerung noch, da ein Mädchen einen soroche-Anfall hat. Höhenkrankheit. Aber man ist hier auf solche Zwischenfälle eingestellt. Überall stehen Sauerstoffgeräte bereit. Auch die Busse sind entsprechend ausgestattet.

Wir begeben uns nun auf einen 25-Minuten Wanderung zu den Inkaterrassen von Pisaq. Im Grunde ist es gar nicht so weit, aber wir alle schnaufen doch ganz schön. Die ungewohnte Höhe und dazu die Hitze macht es nicht gerade

leicht. Der Führer erklärt ein wenig zur Bauweise der Terrassen. Sie dienten drei bis vier Zwecken: dem Ackerbau (logisch), dem Erosionsschutz und der Dekoration. Manche waren auch in erster Linie Stützmauern für darüberliegende Anlagen. Die Mauern, mit denen die Terrassen abgefangen wurden, sind in einem Winkel von 13° errichtet. Das ist insofern bemerkenswert, da es von den Winkeln an anderen Orten abweicht, in Cuzco wurden alle Mauern mit einer Neigung von 19° gebaut. Die

gleichen Winkel wurden auch für Fensteröffnungen und Türen herangezogen. Der Aufbau der Terrassen hinter den Stützmauern war dann recht ausgeklügelt. Es gab eine unterste Schicht aus porösem Vulkangestein, das einerseits Wasser speichern konnte, andererseits überschüssiges Wasser auch gut durchleitete. Darauf folgte eine Lehmschicht. die vermutlich einerseits einen höheren Nährstoffgehalt gewährleisten. andererseits ein Fortspülen der abschließend darüber geschichteten Erde



Das *Urubamba*-Tal bei *Pisaq* mit dem *Rio Vilcanota*. Er ändert später seinen Namen in *Urubamba* und *Ucayali*. Letzterer ist einer der beiden Quellflüsse des *Amazonas*



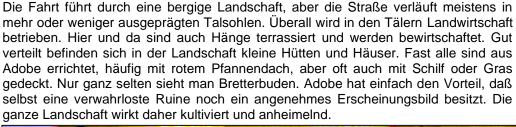
Die Ruinen oberhalb von Pisaa

vermeiden sollte. Übrigens bestand das Fundament aller Inka-Mauern aus kleinen Steinen, erst oberhalb des Fundamentes wurden großformatige Steine verwendet. Das gab ihnen eine besondere Standfestigkeit gegenüber Erdbeben.

In *Pisaq* treffen wir auch erstmals auf das Inka-Kreuz. Es ist als Halbkreuz ausgearbeitet und bildet zusammen mit seinem Schatten die Silhouette eines vollständigen Kreuzes. Natürlich nur an besonderen Zeitpunkten, den Tagen der Tag- und Nachtgleiche. Diese astronomische Ausrichtung vieler Inka-Bauten und Einrichtungen wird uns in den nächsten Tagen ständig begegnen.

Leider können wir nicht allzu lange bleiben, das Programm ist ehrgeizig. Immerhin reicht die Zeit, daß ich mir noch

schnell ein Glas frisch gepreßten Orangensaft von einem der Stände hole. Nach einiger Zeit lerne ich, nie beim ersten Stand kaufen, der etwas anbietet. Meist gibt es noch weitere, vergleichbare Anbieter, und wenn die nicht so exponiert gelegen sind, bieten sie ihre Ware meist auch preisgünstiger an. Aber ob teuer oder günstig, sie alle schälen die Orangen, bevor sie diese pressen. Dazu gibt es eine einfache, aber pfiffige Schälmaschine. Während ich so dastehe, meinen Saft schlürfe und über Schälmaschinen meditiere, wandert so ziemlich die komplette Busgesellschaft an mir vorbei, und ich muß zu meinem Schrecken feststellen, daß ich der Tour-Opi bin. Der Älteste. Nicht zu fassen. (Anke ist natürlich zwangsläufig auch Tour-Omi.) Mann, Mann, wo soll das alles enden?





Erfrischung in einem noch heute nutzbaren Inka-Brunnen



Orangenschälmaschine und Ergebnis

Auch fliegt fast nirgends Müll umher. Der verwahrloste Eindruck, den Chile häufig geboten hat, ist hier nicht zu entdecken.

Zur Mittagsrast kehren wir in ein Touristenrestaurant ein. Gar nicht mal schlecht. Aber schnell geht es weiter. Nun befinden wir uns im *Urubamba*-Tal. Es wird vom Ackerbau bestimmt, Mais ist mit etwa 80% Anteil die vorherrschende Feldfrucht. Vor allem die großkörnige, weiße Sorte wird kultiviert. Auch viele der Hänge sind terrassiert und werden genutzt. Die Bewirtschaftung erfolgt noch sehr traditionell. Häufig werden Ochsen für die Feldarbeit eingesetzt. Die Frauen auf dem Land tragen noch ihre traditionellen Trachten. Und fast alle haben ihre pechschwarzen,

blauglänzenden Haare zu zwei dicken Zöpfen geflochten. Von hinten sehen sie genau so aus, wie sie in einem beliebten Motiv auf ungezählten Webteppichen dargestellt werden.



Ollantaytambo

inks: Angedeutete Inkakreuze in einem der Quader eines Tempelfundamentes (Ausschnitt)

Das Götterhaupt an der Flanke des Pinkuylluna vor dem am 21. Juni die Morgensonne und in der Nacht die Plejaden aufgehen



Unser nächster Halt ist Ollanta. Wieder sind die müden Knochen gefordert. Aber ich, der Tour-Opi, halte mich mittlerweile überdurchschnittlich. und es lohnt sich wirklich. Die Ruinen und Hinterlassenschaften bei Ollanta, also die Ruinen in der unmittelbaren Nachbarschaft und auf den Nachbarberg heißen Ollantaytambo, sind in meinen Augen eines der Höhepunkte. Man weiß gar nicht, wo man anfangen soll. Die Inka hatten eine Vorliebe für Stätten, wo sie aus Landschaftsbestimmten und formationen ihnen wichtige Figuren interpretieren konnten. So sind die Terrassen Ollantaytambos der Form eines Lamas angelegt. So zumindest die Interpretation und auch die Überlieferung. Mit am meisten beeindruckt eine Formation, die anscheinend eine Art Fundamentmauer für einen unvollendeten Tempel

Granit-

quader wurden nebeneinander aufgestellt und durch paßgenau eingefügte schmale Steinzeilen gegliedert. Auf einem findet sich wieder ein flaches, angedeutetes Relief des Inkakreuzes in besonders stufenreicher Ausbildung.

Dazu kommt, daß in den steilen Hang des benachbarten Berges mit dem Namen Pinkuylluna das Gesicht von Wirachochan, dem Boten oder Botschafter des Gottes Wiracocha erkannt wurde. Man hat der natürlichen Formation etwas nachgeholfen und dieses mit wenigen gestalterischen Eingriffen beeindruckend deutlich werden lassen. Aber neben diesem so offensichtlichen Antlitz, das sich recht zentral auf der Fläche des Bergmassivs präsentiert, gibt es noch ein zweites, das man erst bei genauem Hinsehen am Relief seiner Flanke erkennt. Dies zeichnet sich durch einen astronomischen Bezug aus. Wie andere auch, bekommt es am Tage Wintersonnenwende (21. Juni) eine besondere Bedeutung. Dann tritt die Sonne in der Morgendämmerung vom Sonnentempel in *Ollantaytambo* aus gesehen genau hinter diesem Gesicht hervor und in der Nacht stehen die Plejaden vor dem Antlitz.



Altarbereich eines vielleicht dem Wasser geweihten Tempels bei Ollanta, Das Fenster ist auf die Flanke des Pinkuvlluna gerichtet. an der das oben abgebildete Haupt erkannt wurde (Pfeil)

Auch die Ruinen dieser Stätte sind interessant. Hier gibt es neben den üblichen steinernen Monumenten ein paar zusätzliche Besonderheiten. Ein Wassertempel noch unten am Fuß der Anlage, besagter Sonnentempel mit einem gewaltigen Altarstein oberhalb der Terrassenanlagen, und ebenfalls dort eine ganz speziell gestaltete Mauer. Sie besteht aus einzelnen, ungewöhnlich großen, vertikal gestellten Steinen, aus denen schemenhaft herausgearbeitet Inka-Kreuze worden sind.

Auch der Ort *Ollanta* ist wie *Cuzco* auf Ruinen einer alten Inka-Stadt errichtet worden. Die Straßenzüge entsprechen in einem Ortsteil noch heute der alten Inkaanlage.





Wir merken mittlerweile, daß wir diese touristische Fahrt keineswegs bereuen, Höchstens die Tatsache, daß wir bei besserer Überlegung in Ollantaytambo hätten bleiben und eine Nacht verbringen können, denn der Ort ist auch unabhängig von seinen inkaischen Hinterlassenschaften ein nettes, kleines Städtchen.

So können wir uns nur kurz und im Vorbeigehen einen Eindruck machen.

Muß man sich für später aufheben. Wann auch immer. Unserem Reiseleiter muß man auch zu Gute halten, daß er sich wirklich Mühe gibt. Auch wenn er uns ständig als my friends anredet. Eine Phrase, die manchmal schon auf die Nerven geht, da man hier für jeden ein friend ist, und friend sein vor allem bedeutet, daß der betreffende einem das Geld aus der Tasche ziehen will. So entpuppt sich der Hinweis, daß man gutes Buch den hiesigen ein zu Sehenswürdigkeiten und den Inka bei der ersten Oma, die im Touristenmarkt Bücher feilbietet, besonders günstig bekommt natürlich als Witz, denn ein paar Stände weiter gibt es das gleiche günstiger. Aber immerhin, wir haben es später an keinem Ort mehr gefunden. Insofern war ich mit dem Kauf doch ganz zufrieden. Zurück zum Reiseleiter. Er bemüht sich, neben den Standardprogramm in den Ruinen noch ein paar Zusatzstops einzulegen. Wie in den rheinischen Weingegenden die Winzer ein Reisigbündel zur Schau stellen, um auf ihre Straußenwirtschaft hinzuweisen, so machen es hier die Bauern, die ihr traditionelles Chicha anbieten. Und in eine solche "Chicha-Straußenwirtschaft" kehren wir nun ein. Hier erfahren wir ein wenig über die Herstellung des Getränks, können es auch degustieren – gar nicht schlecht, hätte gerne auch mehr davon getrunken und bewundern die schlichte Kochstelle. Noch interessanter ist ein kleiner Nebenraum. Hier werden Meerschweinchen in einer dreistöckigen "Zuchtanlage" gehalten. Viele vergnügen sich allerdings nicht auf die ihnen zugewiesenen Etagen, sondern auf dem Küchenboden. Nicht für den Export in unsere heimischen Zoohandlungen, nein, für den örtlichen Verzehr, Gebratenes Meerschwein ist ein durchaus übliches Gericht, Merke:

> Hast Du ein Meerschwein treibe Mast, in der Folge Du ein Mehrschwein hast!







Und durch eine kleine, unabsichtliche Rempelei komme ich mit einer lebhaften Inderin ins Gespräch, die mit uns im Bus reist. Das Verblüffende: sie spricht fließend deutsch. Ich frage sie, wie und wo sie die deutsche Sprache gelernt habe. In Indien. Nach heimischen Dialekten und englisch hatte sie gerade ein wenig Zeit, wenig zu tun, und ihr war langweilig, da kam sie auf die Idee, es wäre doch gut, mal eben Deutsch zu lernen. Doll. Und sie spricht deutsch, als hätte sie ihr halbes Leben in Deutschland verbracht. Also, obwohl ich wahrscheinlich doppelt so alt bin wie sie, ich bin mir sicher, ich könnte Hindi auch nicht annähernd so perfekt wie sie unsere Heimatsprache.

In der Dämmerung erreichen wir unsere letzte Station, Chinchero. Mal keine Ruinen, nur alte Kirchengemäuer. Die sind

immerhin noch in Gebrauch. Die natürlich auf Fundamenten eines Inka-Bauwerks errichtete Franziskaner-Kirche zeichnet sich durch eine besonders reichhaltige Deckenmalerei aus. Habe natürlich nicht mitgekriegt, daß auch hier das Fotografieren untersagt ist, und so bekomme ich prompt einen Rüffel von sich autorisiert fühlender Seite. Vor der Kirche hat sich mit der Dämmerung eine geradezu zauberhafte

Situation entwickelt. Kirche und Kirchenvorplatz sind illuminiert und bilden gegenüber dem dunkelblauen Abendhimmel einen märchenhaften Kontrast. Der Eindruck wird noch gesteigert durch den Indio-Markt, der auf dem Platz abgehalten wird. Natürlich sind wir, die Touristen, die Zielgruppe des Marktes. Werden auch wiederholt angesprochen, und jeder versucht uns zum wiederholten Male gestrickte Fingerpuppen, Armbändsel, Postkarten oder auch größere Dinge zu verkaufen. Trotzdem hat Atmosphäre hier nicht den sonst oft störenden Beigeschmack, den die andernorts häufig ausgeprägte Aufdringlichkeit bewirkt. In einem der kleinen Geschäfte neben dem Platz wird uns von drei jungen Indianerinnen der vollständige Prozeß der Textilwerdung vorgeführt. Vom Gewinnen des Farbstoffes und Verarbeiten der Wolle, vom Waschen über das Spinnen mittels eines Kreisels, des verdoppeln des zuerst gewonnenen Fadens zu einem reißfesteren Garn, bis hin zum Färben und anschließenden Weben. Und wie nett, es kostet nichts, aber man kann anschließend auch was kaufen. Mich erstaunt, mit welcher Ernsthaftigkeit die jungen Frauen bei der Demonstration sind, machen sie dies doch wahrscheinlich mehrmals täglich. Oder etwa nicht?

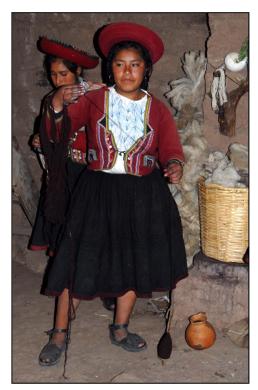


So sieht eine Deutsch sprechende Inderin in Peru aus





Kirche von Chinchero, links etwas farbveränderte Deckenmalereien.Man fragt sich, wie sie wohl bei (niemals eintretendem) Tageslicht aussähen. Fotos nicht ansehen, weil verboten!



Den Abend beschließen wir dann in einem einfachen Restaurant, eine Neugründung junger Leute. Wir hatten es gestern kennengelernt und es hatte uns bei moderaten Preisen gut geschmeckt. Wir bevorzugen heimische Gerichte und wählen gefüllte Pfefferschoten – so scharf wie man befürchten könnte sind sie nicht – und ceviche von Flußfischen. Bei diesem Angebot konnte ich nicht widerstehen, obwohl es Warnungen vor Wurminfektionen durch den Genuß von Flußfischen gibt. Aber bis heute (zwei Monate später) haben sich keine Anzeichen ergeben, was wohl hoffen läßt, daß sie in Ordnung waren.

967. (Mi. 03.10.07) Gestern mußten wir leider die Unterkunft wechseln, da die Pension Alemán ausgebucht war. Unser neu gewähltes Etablissement zeichnet sich durch etwas befremdliche Gewohnheiten aus. So weist in jedem Zimmer ein Schild darauf hin, daß man bei Verlassen der Räumlichkeiten das Licht und mögliche elektrische Verbraucher ausschalten solle

Junge Indigenas führen das Spinnen mit der Spindel vor. Auch wenn das Objektiv etwas verzerrt, die Statur der Indigena ist tatsächlich oft etwas gedrungener..

(das ist ja ein durchaus verständliches Begehren), da man ansonsten diesen kostenlosen Service zukünftig einer gesonderten Vergütung zuführen müsse. (Was bei einem Zimmerpreis von 50 US-Dollar schon eine Frechheit ist.) Gut daß wir nur

eine Nacht bleiben werden. Das Lunchpaket am nächsten Morgen ist dann auch ein ziemlicher Witz. Dafür klappt es diesmal mit der Abholung. Der Mann des hiesigen Kontaktreisebüros, der sich um uns kümmern soll, ist überpünktlich und verspricht kostenlose Zubringerdienste, da es im Vorfeld ja reichlich schief gelaufen sei. Und in *Aguas Calientes* seien wir jetzt in ein anderes Hotel einquartiert, da das von uns gebuchte überbucht sei. Das neue sei aber besser. Ah ja.

Am Bahnhof erstaunliche Sicherheitsvorkehrungen. Kaum Einheimische zu sehen. Wir haben uns nach all den Horrorberichten von Peru und trotz der Empfehlungen von Michel und Monique nicht für den Einheimischenzug entschieden, sondern fahren sogar mit der Luxusvariante, dem Panoramazug. Leider korrespondiert die Anordnung der Sitzplätze nicht gut mit den Fenstern und wir haben natürlich

den schlechtesten Platz erwischt. Und unter den Panoramafenstern habe ich mir eigentlich noch mehr Glas vorgestellt. Aber letztlich sind wir dann doch ganz zufrieden, denn die Aussicht ist wirklich deutlich besser als beim normalen "Backpacker"-Zug¹. Viermal muß der Zug seine Fahrtrichtung ändern, bis er sich im Zickzack aus dem Tal von *Cuzco* gekämpft hat. Dann führt die Fahrt in ein weites, fruchtbares Tal. Auffallend viele Kühe werden hier gehalten, und fast durchweg sind es schwarzbunte Tiere. Irgendwie schon ein merkwürdiger Eindruck, norddeutsches Flachlandvieh auf den Hochebenen der Anden. Dann wird das Tal enger, die Gleise rücken an den im Tal mäandernden Fluß heran, und durch ein paar enge, eindrucksvolle Schluchten mit senkrecht emporsteigenden und gelegentlich über den Zug ragenden Felswänden winden wir uns zum Durchbruch in das *Urubamba*-Tal.



Eine Wurzel wird gerieben. Sie liefert einen Seifenstoff, mt dem die Rohwolle gewaschen wird. (Und wenn es sein muß auch die eigenen Haare.) (Foto: Anke Preiß)

¹ Es gibt drei Zugkategorien, den "Vistadome", also den Zug mit Panoramafenstern, der natürlich der teuerste ist, den "Backpacker", immer noch teuer, für alle anderen Touristen und dann den Einheimischenzug, in dem das Mitreisen von Touristen angeblich verboten ist. Was aber so nicht zutrifft. Bisher kann man mitreisen. Aber zuzutrauen wäre es den Schlitzohren hier, daß sie so etwas durchsetzen. Schon wegen der mehr zu verdienenden Mäuse.

Der Fluß ist inzwischen auch wilder geworden, und jenseits der ersten, das Tal begrenzenden steilen Bergkulisse strebt eine Kette schneebedeckter Gipfel und Kämme in die Höhe. Die Vegetation im Tal wird deutlich üppiger und dank unserer gemächlichen Geschwindigkeit lassen sich sogar Orchideen neben der Bahntrasse ausmachen. Die Luft ist dunstig. Einer der Zugbegleiter erklärt uns, daß es sich vor allem um den Qualm der Brandrodungen aus dem nahe gelegenen Amazonasgebiet handelt. Die Brände seien wie so oft außer Kontrolle geraten.

Wieder geht es unter überhängenden Felsen entlang, dann folgen Tunnel, zahlreiche Kurven und Windungen. Draußen ein Wechsel von Ackerbau, Viehzucht, unbewirtschafteten Ecken, immer wieder

Ausblicke auf den wild strudelnden Fluß. Und uns wird kalt. Dieser teure Luxuszug verfügt weder über Heizung noch über Klimaanlage. So ist es anfangs frostig, und als sich dann die Sonne durchsetzt, wird es backofenmäßig.



Der Zug im Urubamba-Tal

Aguas Calientes überzeugt nicht gerade durch architektonische Meisterwerke. Einfache Zweckbauten, selten Putz, vieles improvisiert. Aber die Stadt sprudelt vor Leben. Angeblich ist das von uns gebuchte Hotel überbucht, und man hat uns bereits in Cuzco in ein angeblich sogar besseres umgeleitet. Nur dort weiß man davon nichts und hat offenbar auch kein Zimmer frei. Ganz abgesehen davon, daß die Zimmerpreise deutlich unter denen des Ursprungshotels liegen. Kann es trotzdem besser sein? Langes Hin und Her mit dem jungen Mann an der Rezeption. Schließlich können wir ihn endlich dazu bringen, daß wir mal unser ursprünglich gebuchtes Hotel anrufen können. Ergebnis: Natürlich hat er noch Zimmer frei und wir können gerne vorbeikommen. Es stellt sich heraus, daß der Eigentümer lediglich keine Geschäfte mit unserer Agentur aus Cuzco machen will, da diese so unpünktlich zahlt. Daher habe er einfach gesagt, er sei voll. Die Besitzerin der Agentur wisse aber bescheid. Wie interessant, wir sind in interne Kämpfe der Touristikbranche geraten. Wie schön, wie ärgerlich. Wir ziehen jedenfalls ein und zahlen den bereits in Lima (!) bezahlten Betrag noch einmal. Müssen wir uns halt in Cuzco wieder holen. Jetzt schnell duschen, umziehen, eine Kleinigkeit essen und zu den Bussen nach Machu Picchu. Das Busticket kostet 6 US-Dollar, zahlbar in Dollar, die Eintrittskarte für Machu Picchu, noch im Ort zu lösen, 120,50 Soles, also etwa 28 Euro, zahlbar in Soles. Die spinnen, die Peruaner. Keine Mehrfachtickets und Wiederholungsrabatte. Die spinnen, die Peruaner. Die immerhin modernen und komfortablen Busse bringen die höhenschlappen Touristenscharen, uns eingeschlossen, in zahlreichen

Haarnadelkurven hinauf auf den Berg. Vom ehemaligen Inka-Trail, der Aguas Calientes mit Machu Picchu eben hier verband, ist durch den Ausbau der Straße nichts mehr übrig geblieben. Trotz dieses Ausbaus, auch heute noch kann man vom Tal aus weder Machu Picchus Ruinen noch die Zufahrt erkennen, geschweige daß man es für möglich halten würde, den Berg erklimmen. zu Jedenfalls, wir sind nun oben, überwinden den Touristenpropfen am Eingang zu den Ruinengelände und begeben uns auf die geschichtliche Pflichtübung.



Wächter und Rasenmäher in einem - etwas verdeckt, die Ansicht von Machu Picchu, die jeder kennt, hinter der Ruinenstadt der charakteristische Gipfel des Waynapicchu

Erstmal begeben wir uns zu dem sogenannten Wächterhaus, das abseits exponiert liegt. Recht etwas problemlos passieren wir auch zwei oder drei Llamas, die hier als Rasenmäher herumstreifen. Eins versucht tatsächlich, mich anzuspucken! Hat aber nicht getroffen. Wär ihm auch nicht gut bekommen, schließlich hätte ich zurückgespuckt, und da hätte es bestimmt ganz große Augen gemacht! Vom Wächterhaus bietet sich ein sehr schöner Überblick über die gesamte Anlage. Leider ist es etwas diesig und dunstig, so daß dem Ausblick und der spektakuläre Brillanz Hintergrund fehlt. Von der Bergkulisse, die auf all den tollen Fotos den Rahmen zu Machu Picchu bildet, ist nichts, aber auch gar nichts zu sehen. Später erfahren wir,

daß der Dunst vor allem Rauch ist. Rauch, der auf Brandrodungen im nahe benachbarten, brasilianischen Amazonas-Gebiet zurückgeht. Auch können wir beim besten Willen nicht das sagenhafte Echsenwesen ausmachen, daß sich nach

Meinung verschiedener Wissenschaftler im Grundriß der Stadt abbilden soll. Da ist wohl deren Phantasie durchgegangen.

Aber das kann uns jetzt nicht anfechten. Wir streifen durch die alten Mauern. Wächterhaus, Vorratshäuser an den Terrassen, Tempel, Sonnenobservatorium, Großer Platz, Zeremonialplatz mit dem Zeremonienstein, den Tempel der drei Fenster, Eingangstor, Mumienhöhlen mit dem Kondorabbild usw. usw. Die

Benennungen und Interpretationen der einzelnen Teile der Siedlungen variieren je nach Quelle, ob Reiseführer oder halbwissenschaftliche Veröffentlichung. (Bei den wissenschaftlichen auch, haha) Manche Deutungen erscheinen plausibel, z. B. das Sonnenobservatorium und

der in einem naturbelassenem Felsen erkennbare Kondor, andere wirken sehr an den Haaren herbeigezogen, wie die Interpretation eines Gebäudes als Fluchtburg der sogenannten Sonnenjungfrauen und das Königshaus. Schön und sehr praxisgerecht die Abfolge der Wasserbecken, die noch heute funktionieren und so geschickt angelegt wurden, daß einerseits sehr viele Bewohner zugleich Wasser entnehmen konnten, andererseits bei geringer Wasserspende durch Verstopfen des Abflusses eines Beckens ein Wasserstand aufgestaut werden konnte, der es dann leicht machte, kleine Krüge und Flaschen zu füllen. Anke ist hier jedenfalls in ihrem Element. Sie kriecht in jedes Loch und in jede Sackgasse. Mir ist die ganze Anlage zu vollständig, zu glatt. Man hat viele der Mauern tüchtig nachverfugt und hier und da auch wiederaufgebaut oder erhöht. Das ganze ist mir ein wenig zu viel Disneyland. So wird's mir fast langweilig. Aber immerhin, einige Orchideen, die sich zwischen die Gemäuer verirrt haben, ein Falke und ein hübscher Caracara entschädigen mich dann doch. Leben



Blick vom großen Platz auf ... links: das Gemäuer des Turmhauses, das Labyrinth und der Dunst, der vom Amazonas kommt

unten: aus dem gewachsenen Felsen gehauene Strukturen, man beachte auch die Steinsetzungen im Felsspalt





"¡Foto, foto, foto!" Schülerinnen posieren vor dem angeblichen Sonnentempel



bringen auch die zahlreichen Schulklassen, die mit viel Begeisterung von einer Ecke zur anderen strömen. "Foto, Foto!" Auffallend viele hübsche Kinder dabei, sowohl bei den Jungs als auch bei den Mädchen.

Am Abend entwickelt sich ein schönes, warmes Licht über dem Gelände, aber der Dunst bleibt leider und nimmt einen Teil des Zaubers. Wir beschließen, zu Fuß abzusteigen. Es gibt einen Pfad, der in vielen Kehren, teilweise mit Stufen versehen, ins Tal führt. Treffen auf zwei junge Deutsche, die gerade aufsteigen. Sie wollen sich im Dunkeln auf das Gelände schleichen, dort übernachten, und sich dann morgen früh unter die Heerscharen mischen und so den teuren Eintritt sparen. Viel Erfolg! Nach kurzer Strecke begleitet uns ein Hund. Erstaunlich, wie mühelos er mit dem Abstieg zurechtkommt. Trotz der vielen Stufen. Zwischendurch ist er mal verschwunden, aber kurz darauf taucht er wieder auf. Er begleitet uns doch tatsächlich bis nach Aguas Calientes, das wir schweißüberströmt erreichen. Während wir uns im nächstbesten Restaurant auf ein Bier niederlassen, neue Flaschengröße von 1,1 Liter, stellt er erst einmal gegenüber der ansässigen Hundeschar klar, wer hier der Herr im Hause ist.

Das Abendessen nehmen wir in einem einfachen Restaurant am Ende der Touristenmeile ein. Preiswert, nicht zu große Mengen, aber es schmeckt. Für teures Geld trinken wir dann in einer Kneipe noch etwas teuren Wein. (Das Glas Wein kostet 8 Soles + 2 Soles Steuer, also zusammen 20 Mücken, das ganze Abendessen hatte uns dagegen zusammen und mit Getränken nur 25 Soles gekostet), Mit Alkohol sind wir nach wie vor vorsichtig. Bevorzugt trinken wir Kokatee², der uns gut schmeckt und wirklich bekömmlich ist.

968. (Do. 04.10.07) Wieder stehen wir früh auf. Um fünf. Machen wir hier eigentlich Urlaub, oder was? Nach dem Frühstück, das es im ganzen Ort bereits ab 05:00 Uhr gibt, eilen wir zur Bus-Station und lassen uns ein erneut auf die Höhe von Machu Picchu karren. Bin nicht so ganz überzeugt, ob sich der teure Eintritt für einen zweiten Tag überhaupt lohnt. Aber der Sonnenaufgang hier oben soll ja toll sein. Da wir besonders früh dran sind machen wir noch eine kleine Runde und suchen uns potentielle optimale Plätze aus. Der allgegenwärtige Dunst und die Wolkendecke lassen allerdings eine Ahnung aufkommen. Und die trügt denn nicht. Nichts ist mit Sonnenaufgang. Fällt aus wegen Dunst und Wolken. Wir überlegen ein bißchen, aber nicht all zu lange und wandern dann zum "Zeremonialplatz", auch als "Heiliger Platz" oder Inti Kancha bezeichnet. Hinter diesem gibt es einen gesonderten Zugang, über den man die Trails zum Waynapicchu und dem kleinen vorgelagerten Gipfel erreicht. Wir überlegen ein bißchen, ob wir uns die Wanderungen antun sollen, denn Anke klagt über Darmbeschwerden, aber schließlich siegt die Unternehmungslust. Der Weg führt zunächst bergab. Wir lassen den Abzweig zum vorgelagerten Gipfel links liegen und folgen dem Pfad nach einem kurzen weiteren Abstieg der Länge nach über einen Sattel und dann - vor uns steht eine scheinbare senkrechte Wand, auf der wir nach einigen Augenblicken hier und da bunte Flecken ausmachen können, Wanderer wie wir - und dann geht es aufwärts, steil aufwärts und noch steiler aufwärts. Wir steigen mit vielen Pausen.







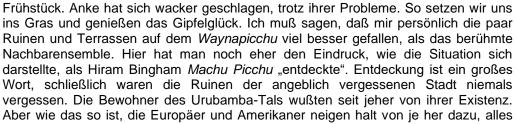


Glücklicherweise gibt es nicht nur Steine

² Ein paar Blätter des Koka-Strauchs (*Erythroxylum coca*) in eine Tasse mit heißem Wasser geben, ziehen lassen, nach Wunsch süßen, fertig. Man läßt die Blätter in der Tasse und schlürft den Tee vorsichtig über den Rand. Natürlich gibt es Kokatee neuzeitgemäß auch im Teebeutel, aber das Original ist deutlich aromatischer.

Steile Passagen mit vielen Stufen, freundlichere Passagen, die ohne Stufen auskommen, also nicht so steil sind. Der Weg ist nicht schwierig, aber man muß schon schauen, wohin man tritt. Aber die Höhe, die zu überwindenden Höhenmeter und die steilen Passagen fordern ihren Tribut. So trifft man eingebettet in den Hintergrund tropischer Vegetation hier und da erschöpfte Wanderer, die den Weg, nicht anders als wir, in Kleinetappen bewältigen. Aber irgendwie schaffen es alle, so auch wir. Fast unerwartet stehen wir vor extrem steil und dicht aufgetürmten Terrassen. Gretchenfrage: Weiter hoch über die steile Treppe, auf der uns eine Handvoll Frühaufsteher bereits entgegenkommt, oder dem Pfad rechter Hand folgen? Wir wählen rechts. Müssen etwas klettern, aber gewinnen über handtuchschmale Terrassen weiter an Höhe. Dann ein Rätsel: Wie geht es weiter? Etwa durch den Felsspalt, durch den soeben ein paar junge Schweden verschwunden sind? Da sie nicht wieder auftauchen, scheint es keine Sackgasse zu sein. Wir also hinterher. Hinter dem Spalt gibt es sogar mehr Platz, aber der Ausstieg aus dieser Höhle ist so eng, daß ich sogar den Tagesrucksack abnehmen und vor mir herschieben muß. Anders passe ich nicht durch. Ab einer bestimmten Körperfülle ist hier also eindeutig Schluß. Im Gegensatz zum Gelände von Machu Picchu ist es hier viel natürlicher. Alles wirkt nicht so großräumig freigestellt und gesäubert. Orchideen blühen am Rand der Ruinen, und ein Caracara traut sich heran und erbettelt von den Touristen ein

Inkastiege



für sich und die Welt neu zu entdecken und zu vereinnahmen.

Den Abzweig zur Caverna Grande lassen wir dann lieber für spätere Unternehmungen über, besser wir machen uns auf den Rückweg. Ist auch gut so, denn Anke wird auf dem Rückmarsch sichtbar schwächer. Rechtzeitig im Tal könnten wir ja noch in die Thermen steigen, bevor wir in den Zug zur Rückfahrt müssen. Aber es kommt anders. Aus Zeitgründen wollen wir mit dem Bus runter fahren. Als ich

auf den Sitz klettere, stoße ich mir den Kopf. Nicht zu viel, nicht zu wenig. Gute Mitte sozusagen. Innerhalb von fünf Minuten wird mir ganz komisch. Mir wird zunehmend übel und ich kann kaum noch klar denken. Wenn nur der verfluchte Bus endlich ankommen würde. Die Frau auf dem Sitzplatz vor mir sinkt immer tiefer. Das ich die Ursache bin, da ich ständig auf die Rückenlehne haue, entzieht sich meiner Wahrnehmung. Endlich, endlich, der Bus hält in *Aguas Calientes*. Anke hat schon Platz gemacht. Ich taumele aus dem Bus, schnelle Orientierung, welches der umliegenden Restaurants am vorteilhaftesten aussieht (soweit reicht es also noch), dann losgestürmt. Die junge Frau, die mir mit der Speisekarte entgegentritt, schiebe ich sanft aber bestimmt beiseite. Dann habe ich die Toiletten gefunden, aber ein neues Problem, ich bin nicht





Aufstieg zum Waynapicchu.
Auf dem Foto oben schwach im
Hintergrund die sogenannte Hiram
Bingham Road, auf der die Busse
zum Machu Picchu fahren



Orchidee

mehr in der Lage, mir selber zu helfen, geschweige denn Reißverschlüsse zu öffnen. Auch kann ich, als Anke mir hilft, kaum noch artikuliert sprechen. Dem Restaurantpersonal sei nochmals großer Dank gezollt. Als ich wieder im Gastraum auftauche, sind schon Stühle zusammengestellt, damit ich mich hinlegen kann, und eine Kellnerin hat schon einen Arzt verständigt. Das Personal ist sehr hilfsbereit. Ich bekomme Wasser und eine junge Frau reibt ab und zu mit Alkohol über mein Gesicht, um meinen Atem zu beleben. Der Arzt ist wenige Augenblicke später da, samt Rollstuhl, und eh ich mich versehe, werde ich durch den Ort gerollt. Erstaunt ende ich in einer kleinen, aber gut organisierten, pieksauberen Krankenstation. Der Arzt macht, was Ärzte so machen, klopft hier und da, spricht mich (erfolglos) an, fragt Anke aus, und dann sehe ich eine Krankenschwester mit einer Spritze oder Ähnlichem. Immerhin bin ich noch so aufmerksam, daß ich registriere, wie sie die Injektionsnadel aus einer sterilen Verpackung holt. Wenige Augenblicke später hänge ich an einem Tropf. Über die weitere Organisation kann man nur staunen. Der Arzt arrangiert, daß wir mit dem nächsten abgehenden Zug fahren können. In ärztlicher Begleitung, natürlich. Wieder werde ich durch den Ort gerollt, immer am Tropf hängend. Im Zug wird der Tropf am Gepäckträger befestigt. Mir gegenüber nimmt ein Arzt Platz, der mich alle Viertel Stunde kontrolliert. Anke sitzt neben mir. Vielmehr nehme ich auch nicht wahr. In Ollantaytambo angekommen, wartet bereits ein Ambulanzwagen neben dem Zug. Ich muß nur wenige Schritte gehen, dann befinde ich mich wieder in der Horizontalen, angeschnallt. Jetzt sind bereits zwei Ärzte um mich herum. So werde ich eine Zeitlang herumgeschüttelt, dann stoppt der Wagen. Wir sind in Cuzco. Ich werde aus dem Wagen geführt, in ein kleines Krankenhaus, und schwupps, liege ich wieder in der Horizontalen und auf dem Weg in einen Computertomographen. Nur wundere ich mich, warum ich nicht richtig in das Ding eingefahren werde. Daß sie nur meinen Kopf untersuchen könnten, fällt mir gar nicht ein. Nach 20 Minuten ist die Prozedur vorüber. Wieder in den Krankenwagen, und ab bis zum finalen Stop. Befinde mich nun in einer kleinen Spezialklinik für Höhenkrankheit. Obwohl, soviel war eigentlich von Anfang an klar, ich habe garantiert keine Höhenkrankheit. Hier liege ich in einem Doppelzimmer, allerdings mit Vorhang vom Nachbarn getrennt und werde jetzt erst mal mit Medikamenten und Injektionen vollgestopft, sogar mit Antibiotika. Leider kann ich mich überhaupt nicht artikulieren. Habe nämlich reichlich Durst und Hunger. Aber außer "ich will ..." und "... gut ..." und wenn es hoch kommt "ich will gut ..." kommt nicht viel verwertbares aus meinem Mund. Irgendwann fällt bei Anke der Groschen und sie fragt, ob ich Wasser möchte. Heftiges Kopfnicken. Der Arzt ist jedoch dagegen. Nur die Lippen anfeuchten. Meine Essenswünsche verhallen unverstanden und folglich unerhört. Schließlich wünsche ich mir nur eins, Ruhe. Aber auch das will zunächst nicht gelingen. Ständig hüpft so ein Bekittelter um mich herum. Aber als sie mir dann auch noch Blut abnehmen wollen, reicht es anscheinend und ich werde rabiat und schlage mehr oder weniger um mich. So berichtet Anke zumindest anderntags. Ich kann mich dagegen an nichts erinnern. Immerhin erfreulich: definitiv keine Höhenkrankheit, Sauerstoffwerte in Ordnung, keine Dehydration.

969. (Fr. 05.10.07) Verbringe den halben Tag im Bett des Krankenhauses. Immerhin, es geht mir wieder besser. Entschuldige mich erst mal beim Arzt für mein rabiates gestriges Verhalten, von dem ich dem Hörensagen nach weiß. Nichts Ungewöhnliches in solchen Zuständen, meint er. Ansonsten nerve ich ihn damit, daß ich das Krankenhaus wieder verlassen will. Am besten sofort. Nach langem Ringen darf ich nachmittags um halb vier gehen, muß aber versprechen, morgen noch in Cuzco zu bleiben, damit er mich noch mal untersuchen kann. Anke hat am Vormittag per Internet und Telefon Kontakt mit dem Notfalltelefon unserer deutschen Auslandsreisekrankenversicherung aufgenommen. Ging alles problemlos und einfach, und sie war noch gar nicht im Krankenhaus angekommen, da die Württembergische bereits hatte Krankenhaus angerufen und die Kosten-



Anden-Barock in der *Iglesia Campania* in *Cuzco*. Ausschnitt des schwer vergoldeten Altars (Foto: Anke Preiß)

übernahme bestätigt. Im Nachhinein betrachtet muß man sagen, daß dank der modernen Kommunikationsmöglichkeiten viele Dinge wirklich einfacher und praktischer geworden sind.

Nebenbei fand Anke sogar noch die Zeit, einen Kurzbesuch in der Iglesia Campania zu machen. Ein typisches Beispiel des schwerverzierten, überladenden Anden-Barocks. mit gruseligen Christusfiguren, bilderreiche Wände. Eine alte Liturgie ist aufgeschlagen, die noch aus den Zeiten der Jesuiten stammt, die ja später allesamt aus den spanischen Besitzungen in Südamerika vertrieben wurden. Zur besonderen Freude von Anke gibt es auch eine Gruft, einen düsteren Kelleraltar und ein Loch im Fußboden hinter dem Altar, in das sie beinahe hineingefallen wäre. (Solche Löcher findet sie dann doch nicht so toll.) Hinter dem Altar entdeckt sie eine steile Treppe, die über den Chor auf einen der beiden Türme führt. Dort ist das Räderwerk der Turmuhr zu bestaunen, und an den Balken sieht man



Abends sagen wir uns keine Experimente und gehen in ein besonders teures Restaurant, um uns auf meine Genesung ein Festessen zu gönnen. Leider patzt das Restaurant bereits beim Wein. Die Oberfläche des Rebensaftes ist jedenfalls schlierig und staubig. Nach Reklamation sieht das Ergebnis besser aus. Das Essen selbst ist köstlich, nur daß ich finde, daß meine gerollte Forelle geschmacklich eigentlich verdächtig bis nicht in Ordnung ist. Aber das Restaurant kann ja nicht schon wieder patzen, oder? Ich schiebe die geschmacklichen Irritationen fatalerweise auf meinen angeschlagenen Zustand und denke, daß ich nicht richtig schmecken kann. Am nächsten Tag weiß ich dann, daß ich sehr wohl richtig schmecke, die Forelle war schlicht schlecht.

Obst und heißes Wasser, um sich Tee oder Kokatee zu bereiten.

970. (Sa. 06.10.07) Früh am Morgen kommt bereits mein Doktor zur Visite. Mit meinem Zustand ist er zufrieden, weniger damit, daß ich mir jetzt einen verdorbenen Magen eingefangen habe. Aber was soll's. Zur gleichen Zeit schlägt auch unser

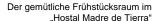
Kontaktmann vom Reiseveranstalter auf. Sie haben alle Umbuchungen, die durch meinen Krankenhausaufenthalt nötig wurden, veranlaßt, und die doppelt gezahlte Übernachtung in *Aguas Calientes* bekommen wir in baren Dollars zurück.

Dann machen wir mal wieder in Kultur. In Kirchenkultur. Anders geht's ja nicht in *Cuzco*. Besuchen die *Igelsia San Blas*. Ihre Seitenwände sind von gewaltigen Gemälden geziert, unter denen noch die Reste früher Fresken hervorlugen. Der Altar zeigt keinerlei Kreuz, dagegen befindet sich ein sehr ausgefallenes an einer der Seitenwände.

Kreuze scheinen hier eine ganz andere Rolle im spirituellen Leben zu haben, als bei uns. Fast alle Kreuze sind bekleidet und werden häufig mit frischen Blumen an der Basis versehen. Die Kleidung wird



Verstaubte Heilige warten auf dem Dachboden der Iglesia Campania auf bessere Zeiten (Foto: Anke Preiß)







regelmäßig gewechselt, einerseits, damit die Garderobe immer schön sauber ist, andererseits auch, um den verschiedenen Feiertagen und Abschnitten des Kirchenjahres gerecht zu werden.

Auf der Plaza Mayor findet mal wieder eine Veranstaltung statt. Diesmal sind es Kinder und Jugendliche, die tänzerisch und kostümiert die verschiedenen Volksgruppen Perus einzelner benachbarter Staaten sowie einige besondere geschichtliche Aspekte darstellen. So sieht man verschiedenste indianische Trachten, Trachten der verschiedensten Siedlergruppen, aber auch typische Kleidung aus besonderen Epochen. Nicht fehlen dürfen natürlich auch die Uniformen der Marine aus der Zeit des Waffengangs mit Chile. Den jungen "Marineoffizieren" hat man feurige Damen der Belle Epoche zugesellt, die ihre Kostüme mit echter hispanischer Grandezza tragen und auch wirbeln

lassen. Man muß sagen, daß einige der Gruppen auf wahrlich hohem Niveau auftreten. Irgendwann sind wir ein wenig ermattet, so begeben wir uns in die Norton Rats Bar an der *Plaza*, und verfolgen das Treiben nun von einem Logenplatz aus, denn fast alle Gebäude hier haben im Obergeschoß einen oder mehrere Balkone.



Die Ordnungsmacht ist auch dabei

Am Nachmittag suchen wir dann die "Putzfrau" aus unserem Hotel auf. Anke meint, sie hat uns zu zwei kostenlosen Massagen eingeladen. Ich habe keine rechte Lust und kann auch nicht so recht an die kostenlose Variante glauben. Aber man ist ja neugierig. Sie freut sich jedenfalls über unser Kommen. Durch einen kleinen Laden mit allerlei Krimskrams geht es zu einer engen Treppe und hinauf ins nächste Geschoß. Hier befinden wir uns auf einer Art Galeriegang mit netter Aussicht auf die sich talwärts hinziehende Stadt, von dem zur Bergseite hin diverse Separees abgehen. Anke wird dann eine gute Stunde geknetet, ich dann auch. Sie erzählt, daß sie erst am Anfang ihrer Massage-Karriere stehe. Sie habe bei einem Holländer eine richtige Ausbildung gemacht, nicht so wie die meisten Anbieter hier, die meistens Autodidakten seien. Wir wollen ihr gerne was geben, haben aber nicht genug Geld mit. Macht nichts, regeln wir morgen im Hotel. (Natürlich wollte sie im Nachhinein doch ein Honorar für die Massage. Jaja.)

Den Rest des Nachmittags streifen wir weiter durch die Stadt. Entdecken immer neue verwunschene Winkel, nette

Gassen, ruhige Plätze. Cuzco ist schon eine interessante Stadt. Und, man kann noch hier und da interessante Objekte in guter Lage erwerben. Sicher ist dann einiges an Instandhaltungsaufwand erforderlich, aber der Tourismus in der Stadt brummt, und der Kuchen ist groß genug, daß noch ein paar weitere Tortenstücke für unternehmungslustige Neueinsteiger abfallen können. Auch ich bin ungebrochen unternehmungslustig, und so gibt es abends erneut Forelle. Diese ist diesmal aber



Marine und spanische Grandezza

Impressionen



gut. Wir sind in eine Art Szenerestaurant geraten. Auch nicht schlecht. Auch wenn ich nicht sagen kann, daß Peru für mich im Vergleich zu Brasilien oder Argentinien der Hit ist, aber in *Cuzco* kann man sich wohlfühlen. Wenn ich mir vor Augen halte, was wir nach all den Reisewarnungen zuvor für Sorgen hatten! Alles maßlos übertrieben.

971. (So. 07.10.07) Fotografieren verboten. Schon wieder. Langsam nervt es. Wir befinden uns in der angeblichen Sixtinischen Kapelle der Anden. Leider fehlt uns der Vergleich mit der echten Sixtinischen Kapelle, da wir sie nicht besucht haben. Die kleine Kirche zeichnet sich jedenfalls durch eine überwältigende Freskenmalerei an Wänden und

Decken aus. Aber natürlich gibt es auch zahlreiche Gemälde an den Wänden. Der Altarbereich ist etwas abgesetzt. Es wird eifrig restauriert, was leider den Blick auf den Altar einschränkt. Andererseits bietet sich so Gelegenheit, etwas über die Arbeit der Restauratoren zu erfahren. Einer erklärt Anke, was die komischen bernsteinfarbenen Bröckchen bedeuten, die überall auf seinem Werktisch herumkugeln. Es ist eine Art Harz, das benutzt wird, um die Farben der restaurierten Gemälde zu stabilisieren. Aus dem Dunkel der Kirche heraustretend blendet die das helle Tageslicht, obwohl der Himmel bedeckt ist. Erst nach einigen Augenblicken haben sich die Augen daran gewöhnt und wir können den Blick auf den von alten Bäumen gesäumten Platz von Andahuaylillas werfen. Der Ort ist unser erster Stop auf der Busfahrt von Cuzco nach Puno. Zuvor waren wir an einem angeblichen Kontrollpunkt der alten Inkastraße für Rayanlagta vorbeigekommen, doch leider gab es keinen Halt.



Die angebliche Sixtinische Kapelle der Anden, die kleine Kirche in Andahuaylillas



Die weitere Fahrt führt durch eine lebhafte Berglandschaft. Im Tal, dem die Straße der Länge folgt, wird nach viel Ackerbau betrieben. die Bauern pflügen noch mit Rindern. Später nimmt der Anteil Weideland zu. Der Fluß folgt dem Tal im natürlichen Bett mäandrierend. Ein Ausbau, wie er bei uns Gang und Gäbe ist, kennt an hier nicht.

Überreste des Wiracocha-Tempels. Die langgestreckte Wand war ein mal die tragende Mitte des zweischiffigen Tempels. Die brunnenartigen Steinkreise deuten stützende Säulen an, und die Steinreihen links den Verlauf der Außenwand. Auf der anderen Seite des Tempels befand sich der gleiche Aufbau. Gekrönt wurde er durch ein Satteldach.

Besser, es fehlt dafür glücklicherweise das Geld. Zwischendurch gibt es auch Aufforstungsflächen. Besonders an Berghängen war man offenbar versucht, der Erosion durch verstärkte Aufforstungsbemühungen Einhalt zu gebieten. Ein weiteres offensichtliches Investitionsprogramm betrifft anscheinend den Toilettenbau. In der Landschaft stehen. ganzen genauso unregelmäßig verteilt wie die Adobehäuschen und -hütten und kleinen Gehöfte, einheitlich gestaltete Toilettenhäuschen mit Blechdach. Trotz der wie Fremdkörper Toilettenhäuschen wirkenden wirkt Landschaft dank der Adobe-Bauweise nicht trostlos oder abschreckend. Adobe hat die freundliche Eigenschaft, auch





Hausruinen noch angenehm zu wirken, ganz verfallende Blechals Bretterstrukturen. Viele Mauern der Gehöfte und auch zahllose Einfriedungen ziert der stilisierte Kopf eines Indianers. Meist in drei-, vier- oder fünffacher Ausfertigung. Lange rätseln wir über den Sinn der Dekoration, bis, irgendwann, auch andere Motive hinzukommen: ein Krug, ein Baum, eine Blume. Das alles sind Symbole verschiedener Kandidaten für die Provinzwahlen. Wegen der hohen Analphabetenrate arbeiten die Kandidaten und Parteien mit Symbolen. Der gute Mann mit dem Indianerkopf scheint in bestimmten Gegenden jedenfalls ein alles beherrschendes Monopol zu besitzen.

Der nächste Halt erfolgt beim Ort Raqui. Hier gibt es die Überreste des Tempels von Wiracocha zu besichtigen. Der Tempel bestand offenbar aus einer langgestreckten Doppelhalle unter einem Satteldach. Wir haben es nicht

abgeschritten, aber es ist durchaus glaubhaft, daß dieser Tempel eine Grundfläche von 100 x 25 m überspannte. Die das Satteldach stützende, in der Mitte des Tempels der Länge nach verlaufende Mauer teilte ihn trotz der eingearbeiteten Durchlässe in zwei Längsschiffe. Die Außenwände bzw. die Seiten des Satteldaches wurden von Säulen getragen, was für die Inka scheinbar recht ungewöhnlich ist. Daher vermuten viele Forscher den Ursprung des Tempels in der Vorinkazeit. Jedenfalls haben die Inka den Tempel später für ihre Kulte genutzt und sie einem ihrer Herrscher, der ebenso wie einer ihrer Götter Wiracocha hieß, geweiht. Am meisten verblüfft, daß die immerhin bis zu 12 m hohen Mauerreste aus Lehm über ihren Fundamenten aus Vulkangestein so gut erhalten sind. Man mag es kaum glauben, aber unser guide und offenbar auch die wissenschaftliche Literatur schwören Stein und Bein, daß diese alten Lehmbauwerke tatsächlich all die vergangenen Jahrhunderte überdauert haben. Heute werden die Relikte natürlich durch aufgesetzte kleine Dächer geschützt. Neben der Tempelanlage befindet sich ein weitläufiges Schutt- und Ruinenfeld. Hier bestand in alten Zeiten ein gewaltiges Vorratslager der Inka. Ein paar der alten Rundsilos wurden rekonstruiert, von anderen sind die Grundrisse angedeutet, doch die meisten sind nach wie vor kegelförmige Schutthaufen. Dennoch vermittelt dieses Schuttfeld einen guten Eindruck von der gigantischen Größe der Anlage.

Nach kurzer Weiterfahrt erreichen wir die Provinzhauptstadt Sicuani und machen Rast in einem Touristenrestaurant. Hinter unscheinbaren, hohen Mauern befindet sich eine durchaus ansprechende Restauration. Nachteil der hohen Einfriedung, die vielen Straßenhändler haben Schwierigkeit auf das Gelände zu kommen und ihre Waren feilzubieten. Die weitere Fahrt führt nun durch ein sumpfiges Hochtal. Felder gibt es

nur noch an den trockeneren Hängen. Die Besiedlung ist auffallend zurückgegangen und die Gebäude sind nicht weniger auffallend - klein. Es sind wirklich nicht mehr als kleine, strohgedeckte Hütten, gerade mal so groß, daß vielleicht drei bis vier Personen in ihnen schlafen und vielleicht ein kleines Feuer entzünden können. Zugeständnis an die Höhe und die damit verbundene Kälte. Viel Feuer konnten Indigenas mangels und können die Brennmaterial kaum machen, Es wird gerade zum Kochen reichen, und dann muß die Körperwärme den Rest besorgen. Sicher ist dies einer der Gründe für das geringe Volumen der Häuser.

Kleiner Indio-Markt und große Reisebusse in *Raqui*



Hin und wieder entdecken wir eine kleine Produktionsstätte für Adobe-Ziegel und da es genügend derartiges Material gibt, sind da und dort auch kleinere Felder und Gehege mit Lehmziegelmäuerchen umfriedet. Weiter fällt uns auf, daß die Frauen auf dem Land noch überall ihre traditionelle Kleidung tragen. Bei den Männern springt das nicht so deutlich ins Auge. Das Wetter wird schlechter. Dunkle Wolken ziehen auf und auf den Kuppen der Berge kündet Schnee von den hiesigen, aktuellen Wetterbedingungen. Wir halten für einige Augenblicke auf einem Paß in 4.335 m Höhe. Dem höchstgelegenen Paß auf unserer Fahrt. Auf der Paßhöhe hat sich ein großer Indigena-Markt etabliert. Angeboten wird das übliche Potpourri aus Mützen, Handschuhen, Schals. Pullovern. Fingerpuppen und Gürteln wie allerorten, nur etwas preiswerter. Man wundert sich dennoch, ob sie überhaupt etwas verkaufen, denn die meisten Touristenbusse stoppen nur für wenige Minuten und rauschen dann gleich weiter. Im Gegensatz zu den sonstigen Touri-Hochburgen sind die Indios hier aber nicht aufdringlich, sie warten ruhig auf ihre Kundschaft. Einer von ihnen spielt auf einer Flöte, dann auf einer Gitarre, was dem Ganzen eine ungewöhnlich gemütliche, fast unwirkliche Atmosphäre gibt. Man könnte die Touristenscharen glatt vergessen.

In Pucara erfolgt dann der letzte Stop. Wir besichtigen ein Museum. Wie immer und überall ist auch hier das Fotografieren verboten. Mit dem Ergebnis der plötzlich um sich greifenden völligen Enthemmung. Die Scharen aus den Bussen schleichen sich zunächst vorsichtig in unbeobachtete Räumlichkeiten, erste scheue Fotos, dann mehr, unsicheres gegenseitiges Beäugen, Erkennen der Seelenverwandtschaft, noch mehr Fotos, und plötzlich blitzt und klickt und piept es überall. Die Museumsangestellten schauen gelegentlich etwas irritiert, aber niemand beklagt sich. Und um ehrlich zu sein, Schaden wird keiner angerichtet, denn von wertvollen und empfindlichen Exponaten stehen hier eh nur Repliken, die Originale sind selbstredend in Lima in vermutlich sicherer Verwahrung. Was gibt's zu sehen? Keramiken und Steinarbeiten. Gold und Geschmeide vermisse wir dagegen. Wir setzen uns schnell ab und besichtigen mal wieder eine Kirche, so ziemlich die schwärzeste und lichtloseste, die wir je gesehen haben. Sie ist ziemlich runtergekommen und in ihrem Inneren prangen eine Handvoll Hilferufe,









also Bitten um Spenden für ihren Erhalt. Wir passieren *Juliaca*, die mit Abstand häßlichste Stadt, die wir auf unserer bisherigen Reise gesehen haben. Sie ist auch noch so etwas wie Provinzhauptstadt und industrielles Zentrum, wie der *guide* uns stolz erläutert. Wir fragen uns nur, wie man in einer solchen Katastrophe leben kann. Alle Häuser wirken baufällig, unfertig, verfallend. Die Bauausführung ist miserabel. Die Fenster sind stumpf oder mehr oder weniger vorhanden, die Wege und Straßen sind unbefestigt, überall türmt sich Schutt und Dreck. Selbst die vielen farbenfrohen Fahrrad- und Mopedrikschas können an diesem trostlosen Eindruck nichts rausreißen. Mann, Mann. Wir müssen leider festhalten, daß außerhalb der Perlen



Wartende Indios auf der Paßhöhe, links ihr Nachwuchs (Foto oben: Anke Preiß)

Perus. also Städten wie Cuzco, Areguipa, Callao sei auch dazu gezählt, die alltägliche Stadt schlicht eine städtebauliche und ästhetische Katastrophe ist. Unser Ziel Puno liegt an einem sich zum Titicaca-See öffnenden Talkessel. den wir von oben hinein

fahren. Die Stadt wirkt auch nicht gerade umwerfend und unser vorgebuchtes Hotel erschüttert uns bei dem gezahlten Preis auch. Schnell stellen wir fest, daß wir mühelos auch nettere und zugleich preiswertere Unterkünfte hätten bekommen können. Sehr ärgerlich. Nächstes Mal fahren wir wieder einfach drauf los und schauen, was wir vor Ort finden. Irgendwie haben wir uns dieses Mal wegen der vielen Schauergeschichten über Peru völlig unnötig ins Bockshorn jagen lassen. Ich überlege sogar, ob wir das Hotel nicht gleich wieder verlassen sollen. Wir entdecken am Abend das kleine, unerwartet nette Zentrum der Stadt und können uns dann doch ganz entspannt darauf einlassen. Auch die Touristeninformation trägt durch Kompetenz und Hilfsbereitschaft zum guten Eindruck auf den zweiten Blick bei, und als wir dann auch noch ein nicht gerade preiswertes, aber ausgezeichnetes Restaurant auftun und wirklich gut essen, ist der Abend im positiven Sinne gelaufen. Selbst die Straßenhändler sind ok. Zwar geschäftstüchtig, doch dafür lustig und locker

und nicht so nervtötend aufdringlich wie in *Cuzco*.

972. (Mo. 08.10.07) Das

Frühstück und das freundliche, hilfsbereite Personal versöhnt mit dem ersten Schrecken. Auf Nachfrage gibt es sogar Käse und Wurst, so daß ich zartes Rehlein nicht mit einem Klecks Marmelade im Bauch den langen Tag aushalten muß.



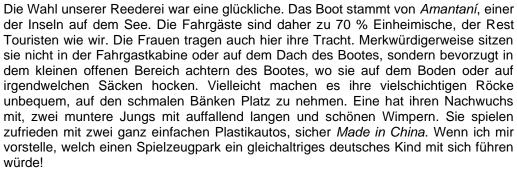
Zwei verbotene Fotos: das obere im allgemeinen Rausch entstanden, eine Steinarbeit aus der Vorinkazeit, das linke in der dunkelsten Kirche, die wir je gesehen haben. Es war so dunkel, daß man das Verbotsschild gar nicht sehen konnte!

Beides in Pucara.

Schließlich gilt immer noch das altbekannte Motto: ohne Mampf kein Kampf! Aber wieso wir immer so früh aufstehen müssen? Man beachte, daß ich, Martin, mich beklage, der ich doch gerne früh aufstehe, Anke, die dagegen eher den langen Schlaf bevorzugt, fügt sich dagegen klaglos in unser Touristenstreßschicksal.

Mit einem schauerlichen Taxi, mit pekigen Schafsfellen ausgekleidet und rundum von Paketband und anderen Klebestreifen zusammengehalten, fahren wir zur Mole am Titicaca-See. Überall warten schon "Miniagenten", um eine mehr oder weniger ausgedehnte Bootsfahrt an den Mann respektive Frau zu bringen. Wir buchen bei einer Kleinstreederei. Der Preis ist in Ordnung stimmt

genau mit dem, was die Touristeninformation gesagt hat, überein. Dann heißt es erst einmal warten. Wir genießen die kurze Pause und lassen unsere Blicke umherwandern. Puno hat den Schatz Titicaca-See, an dem es liegt bisher verkannt. Es gibt kaum Infrastruktur, das Ufer liegt einfach so da, hier und dort von Fischerbooten eingenommen, in einem kleinen Abschnitt eine Art Werftbetrieb. Aber man scheint aufgewacht. Ansätze einer Uferpromenade sind zu erkennen, und Bauarbeiten, die erwarten lassen, dass man diese Promenade entwickeln will. Der See liegt ruhig, blau und endlos vor uns. Das viel gerühmte Panorama schneebedeckter Gipfel hat sich hinter dem allgegenwärtigen Dunstschleier verborgen. Das Wasser vor unserer Nase ist über und über mit Entengrütze bedeckt. Das ist also das "dreckige" Wasser des Titicaca-Sees, vor dem man uns gewarnt hatte. Scheint auch nicht sehr tief zu sein. Die Fischer staken jedenfalls ihre Boote ins tiefere Wasser, bevor sie die Motoren starten.



Der indianische Skipper stakt das Boot vom Liegeplatz. Mir ist etwas übel, da dem Bootsinneren ein merkwürdiger Geruch anhaftet, der mir zu schaffen macht. Außerhalb der Sichtweite der Armada-Dienststellen dürfen wir den Fahrgastraum verlassen, und so suche ich mir einen luftigen Sitzplatz auf dem Dach.



Buntes Gedränge auf dem Boot nach Amantani







Wie echt ist das traditionelle Leben (s.o.)? Wie nah liegt die Illusion (s. links)? Im Zentrum des mittleren Bildes der kleine Tonofen. (2 Fotos: Anke Preiß)

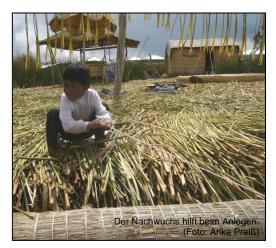
Die Fahrt führt durch endlos scheinende Schilfflächen. Schilf ist eigentlich falsch. Bei den Pflanzen handelt es sich um Seggen (Scirpus totora). Und auch die vielen Schilfdächer, die wir unterwegs gesehen haben, sind vermutlich Seggendächer. Vom Hauptkanal führen schmale, gewundene Seitenkanäle ab, in denen wir gelegentlich ein kleines Ruderboot mit ein paar Indios entdecken. Es zeigen sich nur wenig Vögel. Ein paar Bläßhühner und Giant Coots, einige Enten. Irgendwann öffnet sich der Kanal zu einer sichelförmigen Bucht. Sie wird von den Seggenflächen eingefaßt, aber unübersehbar weite Bereiche "befestigt". Wir haben sind schwimmenden Inseln der Uros erreicht. Überall an den Ufern stehen Seggenhütten, gelegentlich Beobachtungsturm, und an den Kanten der Seggeninseln dümpeln mehr oder minder verwegene Seggenboote. Die besonders verwegensten sind die touristischen Doppelkanus mit kastellartigem Aufbau, der es den Besuchern ermöglicht, die Seggenbootfahrt zweigeschossig zu erleben, Musikbeschallung inklusive. Wer will den Uros ihren Teil vom Kuchen verwehren?

Wir haben Glück. Die Seggeninsel, die wir mit unserem dem lokalen Verkehr dienenden Boot ansteuern ist bei Weitem nicht so touristisch wie viele der anderen. Die Hütten werden noch richtiggehend bewohnt, und es scheint, daß auf "unserer" Insel einige der Uros noch übernachten. Treffen sogar ein Touristenpaar, das hier die vergangene Nacht verbracht hat. Die verblüffendste Erfahrung ist die Nachgiebigkeit des Bodens, auf dem man sich plötzlich bewegt. Sie macht das Gehen ungewohnt, verbreitet aber keine Unsicherheit. Die Uros machen traditionell so ziemlich alles, was sie zum Leben benötigen, aus dem hier so weit verbreiteten Totora-Schilf (Scirpus totora): Sitzgelegenheiten, Tische, die Hütten. Aussichtstürme, Boote, Gefäße, Körbe, Beutel. Ein jüngerer Uro erklärt den Bau der Seggeninseln. Zunächst aeschnitten und Torfblöcke miteinander verbunden. Das traditionelle Tauwerk hat man heute durch Nylontauwerk ersetzt. Auf die Torfblöcke werden eine kräftige Lage Seggenrohr aufgebracht, darauf die Hütten errichtet. Fertig. Das ganze "Floß" wird dann mit Stangen und Pfählen im Seegrund verankert. Die Bauzeit für eine solide Insel gibt er mit einem Jahr an, die Lebensdauer, regelmäßige Pflege vorausgesetzt, mit 40 bis 50 Jahren. Die Inseln liegen dicht an dicht, und wenn man ein wenig aufpaßt und nicht auf eine verborgene Lücke trifft, kann

man von Insel zu Insel springen. Traditionell lebten die Menschen vom Fischfang, auch von den Vögeln und in gewissem Umfang verzehrten sie auch Teile der Seggen, was ihnen über lange Zeiten eine erstaunliche Unabhängigkeit ermöglichte. Heute ist die vorherrschende Lebensgrundlage dagegen unübersehbar der Tourismus. Zu den traditionellen Formen des Kunsthandwerks gehören Textilmalerei und der Bau von



Mobiles. Wir stromern ein wenig herum. Anke bewundert den kleinen, schlicht auf den schwingenden Seggenboden gesetzten Tonofen, den wir als Modell schon in unserem letzten Hotel bewundern konnten, und ich erkunde eins der an der Insel vertäuten Balsas, Seggen-Boote. Bevor ich



mich zu einem Star-Foto arrangieren Eignerin kommt die Nachwuchs und lädt die Interessenten aus unserer Gesellschaft zu einer kleinen Kahnpartie. So werden wir Zeuge, daß die einrümpfigen Balsas gewriggt werden. Eine nicht ganz leichte Arbeit, vor allem anfangs, wenn das Boot beschleunigt werden muß. Später macht sich auch der kleine Bengel an die Arbeit, während die Mama Fährfrauenlohn einsammelt. Wir werden ein paar Inseln weiter abgesetzt und dort bereits von unserem Motorboot erwartet. Nachdem wir das Labyrinth Seggenflächen hinter uns haben, geht es

für fast anderthalb Stunden über die "kleine Bay" und anschließend hinaus auf den offenen *Titicaca*-See – o Graus – bis wir die Insel *Amantaní* erreichen. Hier wollen wir bei einer Indio-Familie unterkommen. Während der Fahrt befrage ich den Skipper unseres Fahrzeugs nach dem Fischfang im See. Der ist anscheinend gar nicht so ausgeprägt. Der See scheint sehr nährstoffarm zu sein, und die natürlich in ihm vorkommenden Arten sind sehr kleine Spezies: *Carachi, Suche, Boga, Mauri* und *Ispi*. Heute hat man *Pejerrey*³ und *Trucha* (Forelle) eingeführt, die in kleinen Fischfarmen kultiviert werden. Die T*rucha*-Bestände nahmen allerdings drastisch ab und der heimische *Orestia* starb sogar aus, als der *Pejerrey*, ein aus argentinischen Süßwasserseen stammender Raubfisch, eingebürgert wurde. Auf den Märkten und in den Restaurants erhält man meist nur die eingeführten Arten. Um in den Genuß der autochthonen Spezies zu kommen muß man früh aufstehen und den morgendlichen Fischmarkt, z. B. in *Puno*, besuchen.

Amantaní ist größer, als wir erwartet haben. Im Grunde ein mächtiger Monolith im See. Die Hänge sind fast vollständig terrassiert. Eukalyptusbäume setzen örtlich Akzente. Und überall aus Adobe errichtete kleine Häuschen und kleinste Gehöfte. Der Hafen ist ein Wunderwerk der Miniaturisierung, und unser Skipper hat zunächst Probleme, überhaupt einzulaufen, denn das geschützte Hafenbecken ist pickepacke voll. Schließlich staken zwei Boote heraus und wir können hinein. Es fällt auf, daß die Leinenhander auf den Molen durchweg Frauen sind. Selbstredend in Tracht. Auf der Insel ist gerade Feststag. Der 08.10.ist Navy-Tag, Tag des Helden Grau oder so ähnlich, also ist viel los. Besser, ein großer Teil der Inselbevölkerung hat sich nahe des Hafens zusammengefunden. Eine Kapelle spielt, Bier fließt. Wir fragen uns, wie wir unsere Unterkunft finden. Unser Skipper versucht, gleich 8 bis 10 seiner Fahrgäste zu requirieren. Offenbar betreibt er auch eine Indigena-Pension. Die Unterkunft in einem 8-10 Personen-Zimmer schreckt uns dann doch ein wenig. Erst mal von Bord, und dann werden wir ja sehen. So klettern wir mit unseren Rucksäcken auf die Mole und ziehen uns ein paar Schritte zurück.

Vor uns steht plötzlich eine ältere Frau.

Indigena.

In Tracht.

Sie fixiert uns scharf.

Und dann:

"¡ Vamos!"

Keine Widerrede.

- "Wo gehen wir eigentlich hin?"
- "Ich glaub, sie ist unsere Unterkunft."
- "Vielleicht sollten wir fragen, wo ihr Haus ist?"
- Ob as windish was an assen witted lab hab I lungs
- "Ob es wirklich was zu essen gibt? Ich hab Hunger"

Die Frage kam von mir, selbstredend.

Sie versteht den besorgten Unterton.

Sieht aus wie eine Sioux, unten die Lizenz zur Touristenbewirtung (Foto: Anke Preiß)



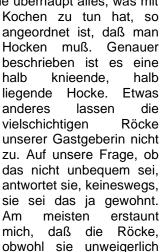
³ Der *Pejerrey* des *Titicaca-*Sees ist nicht zu verwechseln mit dem *Pejerrey* (Odontesthes regia), der an der Pazifikküste gefangen wird.

Wir sollen uns keine Gedanken machen. Und es wird ein Mittagessen geben.

Wir steigen etwa 10 Minuten, die uns viel länger erscheinen, bergan. Das Gepäck drückt unsere verweichlichten Schultern. Begehen schmale Wege, schließlich nur noch Pfade. Dann erreichen wir ein kleines, u-förmiges, zweigeschossiges Anwesen. Alles klein und schlicht. Unser Zimmer ist einfach, aber sauber. Es enthält drei Betten, einen Stuhl, einen Tisch, eine Kerze und zwei Fenster. Die Decke ist mit Jutestoffbahnen sorgfältig abgehängt, wahrscheinlich um zu verhindern, daß es vom Seggendach auf die Gäste herunterrieselt. Darunter hängt eine einsame, reichlich schwarze Glühbirne. Auf dem Hof können wir uns mit einer Waschschüssel waschen. Wir ziehen erst einmal ein

und erfrischen uns. Das Wasser steht in Fässern auf dem Hof. Muß wohl von einem Brunnen geholt werden. Dann werden wir auch schon zum Mittagstisch gerufen. Durch eine sehr niedrige Tür betreten wir ein kleines, separates Gebäude. Die Küche. Sie ist sehr dunkel. Die Fenster sind ziemlich blind und lassen zusammen mit der beschatteten Tür nur wenig Licht ins Innere. Die Mauern sind linker Hand recht kahl. Dort steht ein Küchentisch und ein paar Stühle. Rechter Hand befinden sich an den Wänden Stellagen, Halterungen und ein paar einfache Regale. Auf dem Boden davor sind ein paar Plastikschüsseln verstreut. Dahinter und dazwischen Säcke, Tüten, Körbe und Töpfe mit Vorräten. In der hintersten rechten Ecke, fast in einer Art Nische, befindet sich auf dem Boden einer der traditionellen Tonöfen. Ein schwer zu beschreibendes Gebilde. Durch eine größere Öffnung auf der Vorderseite kann man Brennmaterial einführen. Oben hat der Topf drei sehr kurze, stumpfe Säulen, die jeweils in einem kreisrunden Loch enden. Auf die Löcher kann man Töpfe oder Tontöpfe setzen, deren Böden dann direkt im Feuer hängen. Einen Rauchabzug sehen wir nirgends. Der Qualm zieht durch Fenster und Türen ab. Das Kochen findet aufgrund der Bauweise dieses Ofens in der Hocke statt. Wie überhaupt alles, was mit





mit dem rußigen Schmutz des Bodens und der umherliegenden Dinge in Berührung kommen, ihre Leuchtkraft und scheinbare Sauberkeit behalten. Die Röcke sind das wohl auch gewohnt, denn dieses knieende Hocken sehen wir sehr häufig. Die

Indigena-Frauen nehmen diese Haltung bei vielen Arbeiten und Verrichtungen ein. Sei es im heimischen Haushalt, sei es bei der Feldarbeit.

Es gibt *Quinoa*-Suppe⁴ als Vorspeise, dann einen gebackenen Käse mit Kartoffeln, Süßkartoffeln und Tomaten.



Typischer Hof auf Armantani



⁴ Traditionelles Getreide in vielen südamerikanischen Gegenden. Beinahe vergessen, aber heute von den *campesinos* wieder entdeckt und auf dem Vormarsch. Quinoa (*Quenopodium quinoa*) enthält wesentlich mehr Proteine als Weizen.

Der gebackene Käse schmeckt ausgezeichnet, und anfangs bilde ich mir glatt ein, eine Hühnerbrust zu essen. Die Tomaten sind sogar geschält und wir werden auch keine bleibenden Folgen zu erleiden haben. (In unserem Zimmer hängt auch eine Urkunde, daß unsere Gastgeberin einen Kursus zur Touristenbewirtung erfolgreich bestanden hat.)

Später taucht ihr Mann auf. Wie viele Männer auf *Amantaní* ebenfalls eigner eines Bootes. Er weist darauf hin, daß im Dorf die *fiesta* noch weiter gehe. Wir würden uns dort treffen, es gäbe zu trinken, Umzüge und später auch Tanz. Wie häufig wirken die Männer wesentlich jünger und weniger gealtert als ihre Frauen. Zumindest erscheint es mir so. Wobei ich nicht glaube, daß es da so große Altersunterschiede gibt. Seine Frau macht jedenfalls schnell klar, daß es um sechs Uhr Abendessen gebe, sie werde uns nicht aus dem Ort holen, wir hätten selber darauf zu achten, daß wir pünktlich da sind. Sie würde jetzt aber erst mal auf das Fest gehen. Ganz nebenbei lernen wir auch noch ihre älteste Tochter kennen.

Wir wollen auch noch auf das Fest, aber das soll eh erst gegen 16:00 weitergehen. Unser Tatendrang ist noch ungebremst, so beschließen wir, auf den hinter uns ansteigenden Hügel zu steigen, denn an seinem Gipfel sollen irgendwelche Ruinen von Cocha Mama auf uns warten. Unser Elan hat leider die Höhenlage, in der wir uns befinden, ignoriert. So werden unsere Schritte trotz des überraschend gut ausgebauten Wanderweges schlapper und schlapper. Wir ermutigen uns von einer fiktiven Marke zur nächsten voranzuschreiten. Dann noch eine, und noch eine. Vielleicht noch bis zu diesem Torbogen da oben? Den schaffen wir noch so gerade. Hier hat man auch eine schöne Aussicht, aber man ist noch lange nicht auf dem höchsten Punkt der Kuppe angelangt. Immerhin können wir die Ruinenreste bereits sehen. Eine Anhäufung alter Steine. Was auch sonst. Immer diese ollen Steine. Unsere Leidenschaft ihnen gegenüber sackt auf ziemlich tiefes Niveau, und wir beschließen umzukehren, Lieber Fiesta, Auf dem Abstieg werden wir von Mädchen abgefangen, die uns anscheinend auf große Entfernung entdeckt haben und nun wie die Verrückten den Berg hinauf gerast sind - wir können nur staunen – und die uns nun gewebte Armbänder verkaufen wollen. Irgendwie sind die beiden ganz witzig und folglich haben sie auch ein wenig Verkaufserfolg. Dann kommen sie auf die Idee zu tanzen, und wir sollen ihren Tanz fotografieren. Anschließend, daß haben sie natürlich nicht gesagt, wollen sie uns für den Tanz und die Fotos zur Kasse bitten. Wir erklären, daß es keine gute Sitte ist, jemanden erst zu einer Handlung aufzufordern und anschließend Geld dafür zu verlangen. Wenn, müßten sie schon vorher auf den Preis ihrer Darbietung hinweisen. Die beiden sind sichtlich betroffen und schämen sich wohl auch ein bißchen und verzichten auf die Honorarforderung. Wir steigen weiter ab. Ein Junge begegnet uns, der ebenfalls Armbänder verkaufen will. Als wir die bereits gekauften zeigen, ist er gar nicht verlegen. Wir könnten ja noch 10 weitere kaufen.

Im Dorf, am Ort des Geschehens, ist bei unserer Ankunft noch nichts los. Wir hätten also bequem und mit vielen Pausen

Cocha Mama besuchen können. Die Mehrheit des Dorfes hat sich auf einem Fußballplatz zusammengefunden und verfolgt dort ein Spiel. Auf dem Platz, an dem das Fest stattfinden soll, haben sich lediglich die Touristen zusammengefunden, die den Zeitangaben Glauben geschenkt haben. Wir besorgen uns eine Flasche Bier (hier im Literformat), setzen uns auf die Stufen am Rande des Platzes und harren der Dinge. Irgendwann trudeln auch die Indigenas ein. Die Frauen wie üblich in Tracht, die Männer teils auch in Tracht, die sich auf eine Strickmütze beschränkt, teils nicht. Das



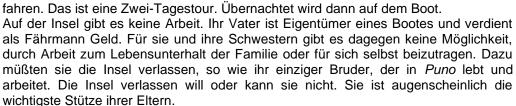






Fiesta auf Amantani: Warten, warten, warten. Und - jetzt geht's loohos!

Fest besteht aus einem Kostümumzug mit Tanz. Teilweise ganz nett. Bei uns festigt sich der Eindruck, daß in Peru jede fiesta aus einem Kostümumzug besteht. Bier fließt in Strömen, und erste Ausfallerscheinungen werden abgesammelt. Irgendwann müssen wir uns verdrücken, nicht ganz ungerne, denn mit der schwindenden Sonne wird es empfindlich kalt. Als Eindruck nehmen wir mit: das Fest besteht aus Fußball, Umzug und anschließendem Besäufnis. Irgendwie sind wir ganz froh, daß wir den letzten Bestandteil vermeiden. Fast pünktlich finden wir uns dem Befehl unserer Wirtin gemäß zum Abendessen ein. Wer nicht da ist, ist die Wirtin. Stattdessen muß Vicky, die zweiundzwanzigjährige Tochter für uns kochen. Es gibt Kartoffelsuppe, ein Kartoffel-Reis-Gericht und *Muñas-*Tee. Irgendein Kraut, von dem man einen Zweig in die Tasse mit heißem Wasser taucht. Schmeckt gar nicht schlecht. Vicky erzählt. Ihre Familie betreibt auch heute noch Landwirtschaft. Ihre Felder sind zwar verteilt, aber glücklicherweise ist keines weit vom Hof entfernt. So müssen sie keine großen Klettereien machen, um an ihre Flächen zu kommen. Die Produktion erfolgt ausschließlich für den Eigenbedarf. Also reine Subsistenzwirtschaft. Sie bauen Mais, Kartoffeln, Okra, Reis und Mohrrüben an. Andere Gemüse müssen in Puno gekauft werden. Als Tiere halten sie wie alle Insulaner nur Schafe. Für andere Tiere gibt es nicht genügend Futter. Fleisch und auch Fisch wird nur selten gegessen. In der Umgebung der Insel ist das Wasser zu flach, so daß dort nur die kleinen Fischarten vorkommen, die nicht so geschätzt werden. Zum Einkaufen müssen sie mit dem Boot nach Puno









Unsere Kammer. Durchaus o.k. (Foto u.: Anke Preiß)

Vicky, Jeanette und Martin mit Ankes Teddy. Wenn man genau hinsieht, fällt auf, daß sich Jeanette unbefangen freuen kann, Vicky dagegen eher verhalten. (Foto: Anke Preiß)



Strom gab es einmal, aber das Projekt ist gescheitert. Der Generator ist zwar noch vorhanden, aber das Problem war, daß sich letztlich niemand um die Pflege kümmerte, und auch die meisten ihre Stromrechnungen nicht bezahlten, so daß Betriebs- und Pflegekosten nicht gedeckt werden konnten. Heute hat nur Strom, wer sich Solarpaneele und Batterien leisten kann. So ist es auch kein Wunder, daß die Menschen hier um 05:00 morgens aufstehen

Vicky bereitet unsere Frühstückspfannekuchen (Foto: Anke Preiß)

und um 20:00 Uhr im Bett liegen. Das Wasser stammt übrigens aus einem Brunnen. Und die abseits der Höfe und Häuser stehenden Toilettenhäuschen gehen auf ein Toilettenbauprogramm der Regierung zurück. Sehen meist aus, wie bei uns früher die Plumpsklo-Häuschen, drin ist allerdings ein richtiges Toilettenbecken, aber ohne Zulauföffnung. Gespült wird per Eimer. Mittlerweile ist Vicky aber nicht mehr bei der Sache, sondern sehr unruhig. Im Dorf herrscht noch *fiesta*, und ihre Eltern sind immer noch nicht zurück. Ihre kleine Schwester Jeanette, das Nesthäkchen, die die Eltern suchen und zurückbringen sollte, ist ergebnislos zurückgekommen. Lediglich stockbesoffene Nachbarn hat sie gefunden, die mittlerweile im Hof sitzen. Aus der

Küche hat Vicky sie gleich wieder heraus komplimentiert. Sie müssen sich offenbar erst ein wenig fangen, um den Rest des Weges bis zu ihrem Hof zurückzulegen. Und Vicky kann nicht los, bevor ihre "Gäste" nicht auf dem Weg sind. Sie ist sichtbar in Nöten und tut uns auch wirklich leid. Wir ziehen uns deshalb auch nach dem Essen zurück. Bei Kerzenlicht sitzen wir noch eine Zeitlang in unserem Kämmerchen und staunen, wie groß der Temperaturunterschied drinnen und draußen ist. Als die "Gäste" endlich zum Hoftor hinausgestolpert und gewankt sind, waschen wir uns noch ein wenig und schlüpfen dann in die einfachen, aber erstaunlich gut Betten.

973. (Di. 09.10.07) Um Viertel nach sechs aufgestanden. Fast wie die Indios. Um halb sieben taucht Vicky auf. Das Frühstück ist fortig. Pfannkushen Bret Margarine Marmelade Nessefe

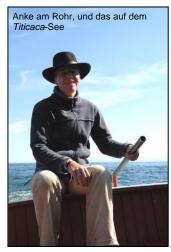
ist fertig. Pfannkuchen, Brot, Margarine, Marmelade, Nescafe oder Tee. Auch die Pfannkuchen hat Vicky auf dem Tonofen gebacken. Die Eltern befinden sich noch im Halbkoma. Immerhin sind sie wieder aufgetaucht und ansonsten unversehrt, was Vicky sehr beruhigt. Sie fragt uns, ob es in Deutschland auch üblich sei, daß sich die Menschen, praktisch alle, bei Festen so besaufen, daß sie nicht mehr in der Lage sind, den Heimweg zu finden, oder Schlimmeres. Die Besäufnisse ihrer Eltern bedrücken sie sehr. Wir spüren, daß sie diejenige ist, die die eigentliche Last der Familie trägt. Die zwölfjährige Jeanette kommt mehrmals herein. Unaufgefordert



macht sie diese und jene Arbeit und holt auch das Wasser in zwei 10 Liter-Eimern vom Brunnen. Im Gegensatz zu Vicky ist sie fröhlich und lustig und lacht viel. Als wir mit ihnen Abschieds-fotos mit unserem Bären machen, strahlt Schwester vor Freude, aber Vicky fällt selbst ein Lächeln schwer. Wie hart muß das Leben für sie sein.



Der olle Ford streikt! (Foto: Anke Preiß)



Erstaunlicherweise taucht ihre nach Mutter kurz unserem Frühstück auf. Wir können keine Komafolgen mehr erkennen. Sie geleitet uns zum Hafen. In der Aufbruchshektik vergesse ich mein gutes, treues Taschenmesser in der Küche. Hoffentlich findet es Vicky und behält es für sich. Am Boot sind wir überrascht, wie wenig Fahrgäste übergeblieben Viele der Passagiere der Herfahrt bleiben offenbar auf Amantaní.

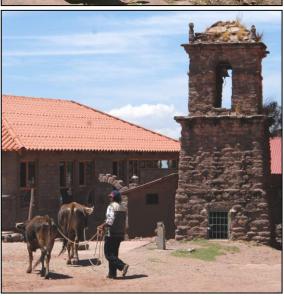
Die Überfahrt nach *Taquile* dauert etwas länger als angekündigt, da der fette Ford-Achtzylinder, der

bereits gestern etwas holperig lief, auf halber Strecke den Dienst einstellt. Aber es sind genügend Boote unterwegs, und von achtern kommt bereits ein anderes Touristenboot auf. Der Skipper hilft selbstverständlich, aber zuvor wird der Preis der Schlepphilfe ausgehandelt und in Naturalien bezahlt. Einige Liter Benzin wechseln von Boot zu Boot. Während der Schleppfahrt wird weiter an Vergaser und Zündung operiert, und tatsächlich, nach einer halben Stunde brummelt der Achtzylinder wieder, und unser Kahn kann seinen Weg alleine fortsetzen. Taguile ist wie Amantaní voller Terrassen. Es ist allerdings wesentlich "entwickelter". Allerorten glänzen Wellblechdächer in der Sonne, es gibt zahlreiche kleine Läden und Restaurants. Hier hat man also schon viel mehr vom Touristenkuchen abbekommen. So wird am Anleger auch schon ein moderates Eintrittsgeld für den Inselbesuch verlangt. Vor das Vergnügen, die Insel zu genießen, hat die Natur allerdings 200 Höhenmeter gestellt, die wir bei strahlendem Sonnenschein nur mühsam ersteigen. Puh. Streifen

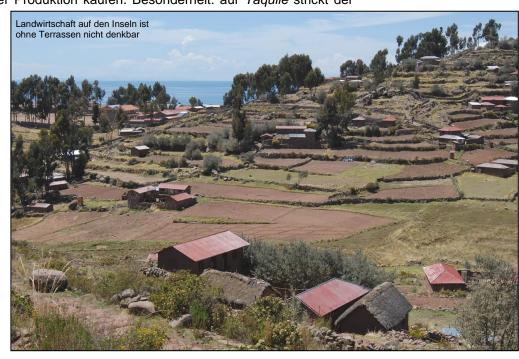
dann durch den Hauptort, (erstaunlich übrigens, daß es auf den Inseln jeweils mehrere Kommunen gibt, die sich untereinander nicht unbedingt grün sind) und stoßen dann auf den zentralen Platz. Er ist auf drei Seiten bebaut und die vierte Seite öffnet sich zum *Titicaca*-See. Viel zu sagen gibt es über den Ort nicht. Keine Schönheit. Da war der Ort, den wir auf *Amantaní* kennenlernten, hübscher. Alle Tagestouristen treffen hier aufeinander und können in einem Marktgebäude die Strickwaren aus heimischer Produktion kaufen. Besonderheit: auf *Taquile* strickt der

Wir Mann. haben Pech allerdings und keinen sehen fast strickenden Mann. Wenn man mal von dem Verkäufer in dem Marktgebäude absieht, und dem, den wir aus 300 m Entfernung beobachten können. Immerhin fällt auf, daß hier - ungewöhnlich genug - auch der Mann in volkstümlicher Tracht herumläuft. Selbst unser Skipper hat vor Ankunft auf der Insel seinen gewöhnlichen Hut gegen eine inseltypische Strickmütze gewechselt. In einem Restaurant mit einem Fußabtreter, auf dem auf deutsch





Wie in alten Zeiten. Ein primitiver Pflug. Und Ochsen, die auf dem Weg zur Arbeit den Dorfplatz queren. (Foto o.: Anke Preiß)





"WILLKOMMEN" steht, erstehen wir zwei Sandwiches und zwei Kaffee, dann machen wir uns auf den Rückweg. Und da Anke noch nicht genug Höhenmeter absolviert hat, man darf nicht vergessen, daß wir uns nach dem Aufstieg auf rund 4.000 Höhenmetern befinden, machen wir natürlich einen Umweg. Na, jedenfalls sind wir noch gut rechtzeitig am Boot.

Diesmal läuft der olle Ford-Benziner

zuverlässig, und unter drückender Sonne geht es zurück nach *Puno.* In den Seggenfeldern, denen wir uns allmählich nähern, brennt es. Ich frage den Schiffsführer. Er meint, daß es kontrollierte Brände sind. Warum man die Brände legt, habe ich nicht richtig verstanden. Wahrscheinlich werden die Seggen abgebrannt, um

leichter an das darunter gelegene Torf zu gelangen und dieses abzustechen. Zwergtaucher, grauschnabelige Enten, Andean Gulls, Giant Coots und noch ein paar andere Bläßhuhn-Verwandte begleiten uns auf der Rückfahrt. Das Fahrwasser, das unser Skipper wählt, ist stellen weise sehr flach. Aber er versteht meine Frage nach der Tiefe des Wassers und dem Tiefgang des Bootes nicht. Vor allem der Begriff Tiefgang ist für ihn unbekannt. Im Grunde ist es ja auch einfach. Man kommt durch oder bleibt stecken. Wenn man stecken bleibt, steigt man notfalls aus und schiebt das Boot wieder frei. Mit einer Fahrradrikscha lassen wir uns dann zum Touristenpreis von 3 Soles zur *Plaza de Armas* bringen. Nachdem wir unser Gepäck wieder im Hotel abgegeben haben, buchen wir schnell eine Busfahrt nach *Copacabana*, kaufen ein paar raubkopierte CDs und ich darf feststellen, daß ich meine *Charanga* natürlich völlig überteuert gekauft habe. Anke ihre Flöte natürlich auch. Besichtigen noch ein witziges

Einheimischenrestaurant. Es befindet sich ein einem großen Innenhof eines noch größeren Gebäudes. Bahnhofshallenatmosphäre. Aber es ist brechend voll, die Portionen sind riesig, die Preise günstig. Für uns ist es allerdings noch zu früh, und außerdem haben wir uns mit Alba und Tobias zum gemeinsamen Abendessen verabredet, die wir auf dem Boot kennen gelernt haben.

Dies findet dann in einem Grill-Restaurant statt, das mit argentinischen *Lomos* wirbt. War natürlich gelogen, das argentinische *lomo* hatte nichts mit einem argentinischen *lomo* zu tun. Und außerdem gab es kein *chimichurri*. So ist das halt. Ein echtes argentinisches *lomo* gibt es nur in Argentinien und sonst nirgends. Und im Grunde ist das ja auch gut so. Gefallen hat uns der Abend trotzdem, und erstmals, seit wir uns in diesen Höhen aufhalten, sind wir reichlich alkoholisiert, als wir uns auf den Weg zum Hotel machen.

974. (Mi. 10.10.07) Ich freue mich langsam wieder auf das Bootsleben. Der Wecker klingelt heute schon wieder deutlich vor sieben Uhr. Nach einem guten Frühstück fahren wir per Taxi, heute eins in ganz gutem Zustand, zum Terminal Terrestre. Hinter diesem hochtrabenden Namen verbirgt sich der Busbahnhof. Erstaunt stellen wir fest, daß man hier eine Art "Flughafengebühr" bezahlen muß. Schließlich befindet man sich ja in einem "Terminal"! Vielleicht eine Idee für Herrn Mehdorn, der Finanzschwäche der Deutschen Bahn zu begegnen. Erst die Bahnhöfe mit einem tollen neuen Namen versehen, und dann eine Nutzergebühr einführen. Die Straße - oder der Bus - sind recht



Lausbuben extra jung (links oben) und schon recht gereift (unten)



holprig. Dafür entschädigt die Route mit einer schönen Aussicht auf den See. Das Ufer ist von Flachwassergürteln gesäumt, auf denen die Binsen dominieren. Hin und wieder finden sich zum trocknen oder zum Abtransport aufgehäufte Binsenbündel, einmal ein balsa. Im Wasser die Gehege zahlreicher Fischzuchten. Scheinen mehr Kleinunternehmer zu sein, die die Zucht betreiben. Jedenfalls sind die Gehege im Vergleich zu den chilenischen winzig. Die Landwirtschaft beidseits der Straße ist ausgesprochen kleinteilig. Ob es hier eine Art der Realerbteilung gibt? Die Häuser und Gehöfte sind fast immer im Karree angeordnet. Die meisten Dächer tragen Wellblech. Gelegentlich passieren wir beeindruckende Berge und Hügel mit herauserodierten Felsnasen, Felsrippen und Felsrücken.

Die Städte auf der Strecke sind weiter ausgesprochen häßlich. Am Grenzort müssen wir alle den Bus verlassen. Empfehlung des Busfahrers: erst Geld wechseln, in der ersten Wechselstube rechts, dann Bundespolizei und Einwanderungsbehörde aufsuchen. Wir wechseln bei der letzten Wechselstube, da uns die Schlange bei der ersten zu groß ist. Die Kurse sind eh identisch, und wahrscheinlich ist der Betreiber der ersten Stube des Busfahrers Vetter. Nach Besuch der Amtsstuben geht es



Häßliche Orte

unter sengender Sonne – hätte doch meine Mütze mitnehmen sollen – über die Grenze und zu den bolivianischen Behörden. Plural? Aber nein. Es genügt der Besuch bei den Migraciones und schon ist alles erledigt. Noch schnell einen frisch gepreßten O-Saft am Straßenrand getrunken, und rein in den Bus. Auf der bolivianischen Seite der Grenze fallen die vielen handgeschobenen Lastenkarren und Lastenrikschas auf Fahrradbasis auf. Der Schlagbaum ist auch ein eindrucksvolles Teil. Einfachste Bauart und wahrscheinlich noch aus der Zeit von Butch Cassidy und Sundance Kid.



Copacabana ist nicht spektakulär, aber recht hübsch, vor allem im Vergleich zur Masse der peruanischen Städte. Die meisten Häuser sind geputzt und gemalt. Und dort, wo man das Mauerwerk sieht, erkennt man eine saubere handwerkliche Arbeit. Ist das nun ein Zufall und nur dem Umstand zu verdanken, daß Copacabana ein kleiner Touristenort ist? Oder ist das der Charakter Boliviens?

Zusammen mit einer anderen Rucksacktouristin nehmen wir eine Taxe zu unserer Unterkunft. Die Höhenmeter mit den Rucksäcken zu erklimmen schreckt uns Immerhin, einige 50 Meter müssen wir dann doch noch mit Gepäck wandern, anders ist das Hostal La Cupola, unsere Unterkunft nicht zu erreichen. Diese ansprechende Herberge hat Martin⁵ erbaut, ein aus Deutschland

stammender Bildhauer. Die Gebäude sind innen und außen sehr hübsch und ansprechend gestaltet und freundlich dekoriert. Kein Zimmer gleicht dem anderen, teils handelt es sich um kleine, separate Gebäude. Die Preise sind ok, der Service ist tiptop. Und vor allem, es gibt eine gute Dusche und eine Heizung!



⁵ Also, das ist ein Tipp, aber sicher kein Geheimtipp mehr. Hostal La Cúpula, Copacabana. Inhaber: Martin Strätker, Kontakt über bolivia@hotelcupula.com bzw. www.hotelcupula.com.

_



Unser erster Weg führt uns wieder in den Ort. In winzigen Reisebüro buchen vorsichtshalber schon mal die Rückfahrt nach Puno, da wir das Flugzeug nicht verpassen dürfen. Dann streifen wir ein wenig herum. In einem der zahlreichen Geschäfte ersteht Anke eine Handvoll der typischen Mützen. Ich muß mit meinem Kopf als Model hergeben, weigere mich aber, eine solche Mütze zu tragen. Den Indigenas stehen die Dinger ja, aber die meisten Europäer und Nordamerikaner sehen darin hochgradig lächerlich aus. Also beim besten Willen, das muß ich mir nicht antun. Der nächste Weg führt uns zur Kathedrale. Auf einem riesigen Kirchplatz steht ein ebenso riesiges, weiß getünchtes Kirchenbauwerk. Die Dächer sind reich dekoriert. Auf dem Kirchhof stehen mehrere Nebenaltäre und unter einem großen baldachinartigen Schutzdach die drei Kreuze von Golgatha. Vor dem Kircheneingang hat man eine Statue von Francisco Yupangui aufgestellt,

einem Nachfahren von Túpac Yupanki, also einem indianischen Künstler, der die wundertätige Schwarze Madonna geschaffen hat. Im Innern der Kirche arbeiten die Restauratoren. Der Altar ist bereits fertig, die Nebenaltäre noch nicht. Ein riesiges Bild wird soeben wieder in den alten Rahmen gesetzt, an den Decken wird eine bunte Malerei angebracht. Ein Touristenguide erklärt seiner Gruppe, es sei ein Verbrechen, was die Restauratoren mit der Decke machten. Die alte Decke sei schlicht blau gewesen und der Farbton sowieso ein anderer als das heute zwischen all den anderen Farben verwendete Blau. Wir fragen uns, muß alles konserviert werden? Und wenn man sich in dieser Frage einig ist, welcher Zustand soll den konserviert werden. Viele Kirchen sind im Laufe ihrer Geschichte mehrfach umdekoriert worden. Soll es immer der ursprünglichste Zustand sein? Oder der, den man als letzten kannte? Überall weisen Schilder darauf hin, daß man keine Kerzen entzünden solle. Brandgefahr. Leider ist das Museum der Kathedrale geschlossen. Aber die Kapelle der Jungfrau ist zugänglich. Über ein Treppenhaus und einen Nebensaal gelangen wir in den ersten Stock eines Anbaus neben dem eigentlichen Kirchenschiff, und von dort in die Kapelle. Alles ist bereits fertig restauriert. Uns erstaunt die Farbgebung in dunklem Rot und kontrastierendem Weiß. Der Altar ist eine glanzvolle Augenweide. Die Hunderte Glühbirnchen, die ihn bei Bedarf illuminieren, sind glücklicherweise klein und nicht sofort zu sehen. Die silberne Sakristei ist ein Meisterwerk des Silberschmiedehandwerks. Und darüber thront in einem gläsernen Gehäuse die Jungfrau von Copacabana-Potosi. Vielleicht ist es ja aus Sicherheitsgründen auch nur eine Replik.









Noch immer haben wir die Nase nicht voll. Der Tag ist lang und muß gefüllt werden. Schnell wechseln wir im Hostal die Schuhe, dann steigen den wir dahinter gelegenen Hügel hinauf, auf den Kalvarienberg. Der Aufstieg macht dem Berg alle Ehre. Steil und beschwer-

lich. Wir hangeln uns von Kreuzweg- zu Kreuzwegstation. Am Gipfel angekommen, entdecken wir eine neue Sammlung Kreuzwegstationen in dichter Reihenfolge. Außerdem merkwürdige, halb verfallene Kammern zu beiden Seiten der Gipfelplattform. Vor einigen stehen Blumen, an einer brennen Kerzen. Einige waren früher erkennbar verschlossen. Meine Spekulation, daß es sich um alte Grabkammern handelt, wird nicht ernst

genommen. Ach, mein Schicksal. Und überall liegen massenweise Kronenkorken von Bierflaschen herum. Man scheint diesem Kalvarienberg ja nicht gerade mit religiöser Inbrunst zu begegnen.⁶ Einige Touristen warten bereits an windgeschützter Stelle auf den Sonnenuntergang. Unter ihnen ein polnischstämmiger, Deutsch sprechender Brasilianer, der kein Polnisch kann. Menschen gibt es, man lernt nie aus. Wir haben sogar Glück und erleben einen zwar blassen, aber immerhin einen Sonnenuntergang mit zwei Nebensonnen über dem *Titicaca*-See.

Den Abend beschließen wir im Restaurant des La Cupola mit Heidi und Gilles, die wir schon im Bus nach *Puno* kennen gelernt haben. Gemeinsam bestellen wir etwas, was wir alle seit Jahren nicht mehr gegessen haben: Ein Fondue.



Links: Blick auf Copacabana und Kathedrale vom Kalvarienberg aus. Oben: Opferkerzen am Kalvarienberg

975. (Do. 11.10.07) Heute dürfen wir sogar Viertel vor sieben aufstehen. Ab halb acht gibt es Frühstück. Das wollen wir dann doch nutzen, denn die Zeit ist knapp. Wir sind im sightseeing-Streß. Aber Pustekuchen. Im Frühstücksraum ist nichts vorbereitet. Die Tische sind nicht gedeckt, kein Buffet zu sehen. Man muß das Frühstück bestellen! So kommen wir etwas unter Streß, denn unser Boot zur Isla del Sol soll um halb neun starten. Die Befürchtung war dann unnötig, denn das Boot startet auch mit Verspätung. Das ist alles nichts für mein deutsches Gemüt. Unser heutiges Gefährt macht technisch einen besseren Eindruck als unser Boot von Amantaní. Vor allem verfügt es über zwei Motoren, zeitgemäße Außenborder. Da sollte nichts schief gehen. Im

Vorbeistreichen wird der *Capitania* noch schnell eine Passagierliste in die Hände gedrückt, dann geht es endgültig los. Die Sonne brennt vom Himmel, doch davon unbeeindruckt haben sich fast alle Fahrgäste auf das Dach des Bootes begeben. Der See ist glasklar, tiefblau, die Luft ist ausgesprochen frisch. Die Fahrt führt entlang verkarsteter Hügel der kleinen Halbinsel von *Yampupata*. Es steht eine richtige



Die oberen Kreuzwegstationen auf dem Kalvarienberg

-

⁶ Weit gefehlt vermute ich später. Nachdem wir einem Opferritual eines Schamanen beiwohnen konnten, bei dem den heidnischen Göttern auch und in besonderem Maße Bier geopfert wurde, vermute ich, daß die Kronenkorken von vergleichbaren Anlässen stammen.

Dünung und das Boot arbeitet merklich. Man merkt schon, daß der *Titicaca*-See eine andere Dimension hat. Immerhin, er ist fast dreizehn Mal größer als der Bodensee. Nur ein paar Andean Gulls und an Lachmöwen erinnernde Vögel begleiten uns gelegentlich, sonst läßt sich kein Lebewesen blicken.



Dann geht es durch eine wahrhaft schmale Lücke zwischen zwei Felsen hindurch - die Schiffsführer beherrschen ihr Handwerk, denn die Passage ist reichlich knapp - und schlagartig befinden wir uns in geschütztem Wasser. Nahezu spiegelglatt stellt sich der See jetzt dar. Vor uns liegt jetzt bereits groß und mächtig unser Ziel, die Sonnen-Insel. Ihr ursprünglicher Name war Titicachi, woraus sich der heutige Name des Sees

ableitet. Nach einer Legende war hier der Geburtsort des Schöpfergottes Wiracocha, des ersten Inka Manco Capa und seiner Brüder sowie dessen Schwestern, darunter Mama Ocllo. Logisch, daß wir uns also einer heiligen Insel nähern. Vor "unserer" Endstation werden schon Fahrtgäste an Land gesetzt. Wir wollen aber bis ans Ende der Insel nach *Cha'llapampa*. Dort werden wir schon von Führern erwartet, die es gar nicht abwarten können, uns in ihre Obhut zu nehmen. Eigentlich wollen wir sie ja

nicht. So hat ein älterer guide erstmal Pech, denn die von ihm ausgeguckten fünf Opfer, uns inclusive, verpieseln sich. Ich lenke ab und kaufe in einem kleinen nahen Mercado noch ein paar Getränke als Wegzehrung ein. Doch es hilft nichts, unser guide lauert immer noch auf uns. Er drängt zur Eile und schleppt uns denn gleich in das örtliche Museum. Ein ganz kleines. Hier weist unser Helfer flüchtig darauf hin, daß wir Töpfereien und ein paar Silberarbeiten sehen, alles Inka, oder was, und dann soll's schon weiter gehen. Wir nehmen uns aber Zeit und lesen erstmal die spanischen Erläuterungstexte. Unser Glück, denn jetzt kommt ein zweiter quide mit der Hauptmasse der Touristen, und der versteht sein Handwerk und glänzt auch mit profundem Wissen. Alle Versuche unseres guides, uns noch wegzulocken scheitern folglich kläglich. Na ja, die beiden arrangieren sich und betreuen die

Gesamtgruppe von nun an gemeinsam. Interessant ist, daß es im See umfangreiche Unterwasserarchäologie gegeben hat. Kein Geringerer als Jacques Cousteau hat sich hier verdient gemacht. Aber auch die tauchenden Archäologen suchten reichlich erfolglos nach goldenen Hinterlassenschaften in den versunkenen Ruinen von *Marka Pampa*, der ciudad submergida. Nur ein paar wenige, kleine Schatullen mit Goldkunstwerken hat man gefunden. Die Besonderheit dieser

Steinkästchen war, daß sie auch nach Jahrhunderten unter Wasser im Innern trocken geblieben sind. Alle Funde gehen auf die Vor-Inka-Zeit zurück und werden der Tiwanaku-Kultur zugeschrieben.

Vom Museum geht es zu einem Ruinenfeld. Hier steht ein heiliger Stein, der einen Kondor darstellen soll. Und Tempelruinen, die man nicht besichtigen kann. Nicht schlimm, sind auch nur Steinhaufen. Wo der Tempel war, kann man eh nur ahnen. Die ganze Insel war wohl schon zu Zeiten der Tiwanaku-Kultur und der frühen Aymara-Kultur heilig und wurde für religiöse Zwecke genutzt. Die Inka setzten da im Grunde eine Tradition der Vorläufer-Kulturen fort. Man vermutet, daß die Menschen nur körperlich und seelisch gereinigt die Insel betreten durften. Daher lebten hier wohl





Am Ufer des Titicaca-Sees

nur Priester und Tempeljungfrauen. Letztere wurden dann gelegentlich auch mal geopfert. Der *guide* bittet wegen mangelnder Kenntnisse um Übersetzungshilfe aus der Zuhörerschaft, was eine Südamerikanerin auch sehr lebhaft und lustig macht. Leider dauert dadurch alles auch doppelt so lange. Und sie macht deutlich, daß unser *guide* vieles doppelt und dreifach erzählt und fragt die Zuhörerschaft rhetorisch, wozu er das soeben Erzählte nun schon wieder erwähnt.

Es folgt ein weiterer langer Marsch zu den *Chincana*-Ruinen. Hier gibt es den *Titicaca*. Ein großer natürlich belassener Monolith, der einen Pumakopf und links daneben den Kopf des Gottes Wiracocha zeigen soll. Der Puma hieß in alten Zeiten übrigens *titi* und Stein *caca*. Alles klar? Dieses Heiligtum war früher über und über mit Goldplättchen geschmückt. Nicht weit entfernt befand sich ein weiterer Tempel, *Chincana*, mit labyrintischem Grundriß, Speichern und Wohngebäuden, überragt von den Ruinen eines angeblichen Inkapalastes. Hier endet auch die Führung, und zum Abschluß halten die beiden einen gekonnten Vortrag über das harte Los der *guides* und bitten um einen üppigen Beitrag. Dann dürfen wir gehen. Ich zahle den "Preis" für einen für uns zwei, da Anke ihren Neigungen folgend schon längst im Labyrinth verschwunden ist. Der Wunschbetrag der beiden ist arg zu hoch, und wie sich zeigt, sind sie letztlich mit dem erwirtschafteten Salär sehr zufrieden.

Endlich sind wir frei und können uns an die Inselwanderung machen. Da die Tour doch recht viel Zeit verschlungen hat, müssen wir uns sogar etwas sputen.

Vorsichtshalber. Wir folgen einem gut gehbaren Weg, der immer wieder wunderschöne Ausblicke auf den See und benachbarte Inselchen und Felsen freigibt. An Macchie erinnernde Vegetation, dazwischen Kakteen, Erosionsspuren. Und immer wieder campieren auf der Strecke Einheimische und bieten Getränke und Snacks feil. Als Anke ein Landschaftsbild fotografiert, läuft ihr ein frecher, vielleicht neunjähriger Bengel fast ins Bild und verlangt anschließend Honorar!

"¡Me paga!" fordert er lautstark.

"¡No te pago!" weigert sich Anke nicht minder lautstark.

Und beschwert sich bei der in der Nähe sitzenden Mutter des Bengels über dessen mangelhafte Erziehung.

Mit der Zeit holen wir die Hauptgruppe ein, der wir durch verspäteten Start und eingeschobener Mittagspause reichlich lange hinterher gehinkt waren. Am Zielort, Fuente del Inca, müssen wir noch mal viele Höhenmeter absteigen. Die namengebende gefaßte Quelle existiert noch, ist aber nicht sehr eindrucksvoll. Von hier aus geht es über die Escalera del Inca, eine ebenfalls aus Inka-Zeiten stammende Treppe,



Der Titicaca-Stein

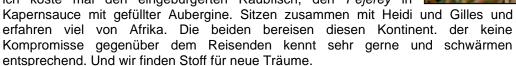


abwärts. Die entgegen kommenden Touristen quälen sich sichtlich obwohl sie ihr Gepäck von Trägern und Mulikolonnen bergauf transportieren lassen. Mir wird der Abstieg sehr erleichtert, da ich an einer unscheinbaren Ecke ein Bier ergattern kann. Auf halber Strecke thront ganz unerwartet ein äußerst feudales Anwesen auf dem Hang. Wie sich herausstellt, ein besonders exklusives Hotel. Mit einer wirklich phantastischen Gartenanlage auf den alten Terrassen, in der viele der

alten Kultursorten angebaut werden. Und ganz am Fuße dümpelt ein Nachbau der Kon-Tiki im Wasser des *Titicaca*. Leider reicht die Zeit für einen Besuch nicht. Wir

hätten mal doch eine Übernachtung auf der Insel einplanen sollen. Aber andererseits, es fehlen auch die Tage, die wir durch meinen Kopfstoß verloren haben. Anke ersteht noch schnell ein aus dem "*Totora*-Schilf" gefertigtes Lama. Und dann schiffen wir uns ein.

Auf der Fahrt, die Luft ist klar geworden, sehen wir erstmals verschneite Andengipfel als Hintergrund der schier endlosen Seenfläche. In Copacabana angekommen frage ich den Steuermann nach einer Kaufmöglichkeit für die bolivianischen Flaggen. Oh, die könne ich bei ihm kaufen. Für 15 Bolivianos. Bei Übergabe will er dann 20, denn sind vermutlich 15 der Einkaufspreis. Geschäft muß sein. Ich will dann aber nicht mehr. So bekomme ich sie denn doch für 15 Bolivianos. Das Abendessen nehmen wir "zu Hause" ein, und ich koste mal den eingebürgerten Raubfisch, den *Pejerey* in





976. (Fr. 12.10.07) Heute können wir wahrhaft ausschlafen. Nach gemütlichem und reichhaltigem Frühstück mit Rührei und Früchtepfannkuchen holen reichlich verspätet die vorbestellten Mountain-Bikes ab. Sehen gut aus, aber fahren doch recht hart und die Schaltungen sind recht hakelig. Stammen wohl eher aus der Low-End-Produktion. Erste Fahrversuche führen uns an der Kathe-

drale vorbei, wo Anke noch einmal nach Strickmützen schauen will. Während ich so vor mich hin warte, fällt mir ein Gesichtsprofil auf, daß mir irgendwie vertraut erscheint. Und während ich noch grüble, wo ich es hinordnen soll, wendet es sich in meine Richtung und daneben erscheint noch ein zweites, ebenfalls vertrautes weibliches Gesicht.

"Nancy! Marc!"

Die Welt ist doch sehr klein! In *Ushuaia* haben wir uns zuletzt gesehen. Erste Kontakte knüpften wir noch auf der Anreise nach Patagonien per Amateurfunk. Dann trafen wir auf die beiden in *Ushuaia*. Nancy und Marc lagen dort bereits mit ihrer TAMARA. Sie haben sich entschlossen, dort zu überwintern und dieses Jahr die Antarktis zu besuchen. Die Wartezeit nutzen sie für diverse Aktivitäten, unter anderem um eine größere Reise durch Bolivien und Peru zu machen. Klar, daß wir uns für heute Abend zum gemeinsamen Abendessen verabreden.



Wie ein Bild aus längst vergangener Zeit

Nach einigen Irrungen radeln wir über einen kleinen Umweg zum Dorf *Kusijata*, wo es mal wieder ein *Banjo del Inca* geben soll. Der Umweg beschert uns einen steilen Anstieg kurz vor dem Dorf, den wir schließlich mit einem Aufstieg über eine Steintreppe abschließen müssen. Ich habe mein Radel gerade hinaufgetragen, und kehre um, Ankes zu helfen, da sehe ich, wie ihr ein Einheimischer Mann zu Hilfe eilt. Es stellt sich heraus, daß wir auf den Museums-Wärter getroffen sind, der das Inkabad und das zugehörige Museum bewacht. Glück gehabt, denn sonst wären wir gar nicht hineingekommen. Im Museum finden wir die üblichen Ausstellungen und Fotos. Das etwas abseits auf einer größeren terrassierten Fläche gelegene Inkabad entpuppt sich auch eher als Brunnen. Die historischen Interpretationen scheinen mit viel Phantasie erfolgt zu sein.

Wir radeln weiter. Leider geht es rauf und runter. Unsere schlappen Beine machen uns arg zu schaffen. Ob wir es wirklich bis zum Ende des Weges und der Halbinsel schaffen? Wir hatten eigentlich auf eine höhengleiche Uferstraße gehofft. Wir begegnen viel traditioneller Landwirtschaft. Es wird mit Ochsen gepflügt und mit der Hand gegraben. Frauen und Kinder zerklopfen die groben Erdschollen. Auf den Hügeln wächst viel Eukalyptus.

Wir erweisen uns als zu schwach. Nach vielen Steigungen, Abfahrten und wieder Steigungen kehren wir um und suchen einen Strand nahe einer Heiligengrotte auf. Als

wir hier vorbeifuhren, wollte ein Fremdenführer einen recht hohen Eintritt für den Strand von uns, der uns reichlich zweifelhaft erschien. Jetzt scheint er gerade mit einer Besuchergruppe zur Grotte unterwegs zu sein, da nutzen wir die Gelegenheit und rutschen durch die Lücken im Zaun auf das abgesperrte Strandgelände. Am Strand finden wir eine kleine Bootsgesellschaft, die hier picknicken und das Strandleben genießen. Wir machen auch erst mal Brotzeit. Dann fragen wir den Schiffsführer, ob er uns nicht mitnehmen könne. Im Prinzip ja, er müsse aber die Fahrgäste fragen, denn sie haben das Boot exklusiv gechartert. Da die aber nichts dagegen haben, wandern unsere Räder wenig später an Bord. Als wir wegwollen geht zunächst mal nichts mehr. Zu viele Leute an Bord. Das Boot hängt fest. Es erweist sich etwas schwierig, die Fahrgäste zu koordiniertem Verhalten zu bringen, z.B. alle zum Bug, damit das festhängende Heck loskommt. Letztlich muß ein Teil der Fahrgäste aussteigen, und der Schiffsführer und ich schieben das Boot in tieferes Wasser. So komme ich zumindest zu einem Kneipp-Bad im Titicaca-See. Dann werden die Gäste über einen baufälligen Steg wieder an Bord gelotst, und mit Stakhilfe und Unterstützung durch den Buganker machen wir uns auf den Weg. Auf Wunsch der Fahrgäste gibt es einen Zwischenstop am Boca de Zapo, wo sich eine Weihestätte für die Virgen de Copacabana befindet. Und eine große Freiluftwäscherei. Unsere "Gastgeber" wollen aber nicht waschen, sie wollen ein Opfer bringen. Ob sie der Jungfrau opfern oder heidnischen Göttern, bleibt unklar, wir vermuten aber, daß





Unsere Drahtesel lernen schwimmen Foto unten: Anke Preiß)

letztere entscheidend sind. Jedenfalls taucht ein Schamane mit Bier- und Weinflaschen und allerlei Schmuckwerk auf. Der beginnt auf einem kleinen Steintisch, die Bierflaschen zu öffnen, ein Schluck aus der Pulle, dann umfangreich beschwören und dabei mit vielerlei Zierrat zu schmücken. Gleiches erfolgt mit den Weinflaschen. Nachdem die Beschwörungsprozedur beendet ist, müssen die Auftraggeber des

Opfers sich mit den geschmückten Weinflaschen an einen exponierten Stein stellen. Der Schamane zwischenzeitlich ein paar Böller und genehmigt sich, Lohn der Arbeit, ein paar weitere Züge aus der Pulle. Geweihtes Bier ist sichtbar wirksam. Jetzt gilt es! Der erste der Opferspender wirft seine Flasche in gezieltem Schwung an eine ganz bestimmte Stelle zwischen den Felsen. Es klappt, die Flasche zerspringt. Nun folgt Spender auf Spender. Alle haben Glück und die Scherben fliegen. Das bedeutet vermutlich wie bei uns: Scherben bringen Glück. Der Schamane gießt das Restbier in die Kehle, und dann zwischen die Felsen mit den Flaschen. er hat auch Glück. Unser Bootsführer ist mittlerweile sichtlich ungeduldig und sehr froh, als es endlich weiter gehen

In Copacabana lassen wir es dann geruhsam angehen. Wir erstehen Tabletten für Ankes zunehmende Halsschmerzen, ein kleines Schilfboot, eine bolivianische Flagge Staatswappen und lassen uns dann in einem Strandcafe nieder, um den Frieden des Nachmittags zu genießen. Nach einem heute phänomenalen Sonnenuntergang, den wir von den Höhen unseres Hostals aus genießen, begeben wir uns wieder in den Ort. Mit

kann.

Nancy und Marc verbringen wir einen wundervollen Abend. Wir erfahren viel von alten Bekannten, Plänen, Reisen, Lustigem und Ernsten. Am Fest, das im Ort stattfindet, weil der Titicaca-See zu einem der siehen peuzeitlichen Weltwunder gewählt worden sein se

einem der sieben neuzeitlichen Weltwunder gewählt worden sein soll – können wir nicht recht glauben – nehmen wir nicht teil, Anke muß sich schonen.





Mit Hilfe des Schamanen wird die Unterstützung des Mauls der Kröte beschworen

977. (Sa. 13.10.07) Vorbei an Erdnuß- und Popcorn-Bergen eilen wir zum Bus. Alles geht recht flott, und nach drei Stunden sind wir bereits in *Puno*. In die Innenstadt

fahren wir mit einem "Tricicleta", einer mopedmotorgetriebenen Dreirad-Rikscha. Unser Gepäck können wir bei der Busgesellschaft, die den Flughafentransfer vornimmt, unterstellen. Dann kapern wir ein Taxi und lassen uns zur YAVARI bringen. Das ist einer der ersten Dampfschiffe, die den Titicaca-See befuhren. Es wurde in Einzelteilen aus England gebracht und dann per Muli und Menschenkarawane zum See transportiert. Der Kaufvertrag über 8.000 Pfund sah nicht nur die Lieferung der Teile vor, sondern auch die Bereitstellung der Ingenieure bis zur endgültigen Fertigstellung des Schiffes und Inbetriebnahme. Die Stückgröße hing von

der Transportkapazität der Mulis ab, war also sowohl hinsichtlich des Gewichtes als auch der Größe beschränkt. Sieben Jahre dauerte es, bis das Schiff fahren konnte. Anfangs wurde es mit Kameldung, genauer Llamadung, betrieben. Das iedoch erwies sich als unwirtschaftlich. Man mußte Riesen-Llamaherden halten, benötigten Dungmengen zu produzieren, und außerdem war vor lauter Brennstoffraum kaum noch Laderaum übrig.



Asiatische Tuktuks in Peru, hier heißen sie *tricicleta*



YAVARI und OLLANTA (kleines Bild)

So stellte man den Brennstoff schnell auf üblichere Stoffe um. Lange Zeit gab es keine Elektrizität an Bord. Geleuchtet wurde mit Kerzen. Um 1930 wurde aus dem ehemaligen Dampfer ein Motorschiff. Und damit hielt auch erste Elektrizität Einzug. Schließlich gab es eine Flotte von 5 Schiffen, die den See befuhren. Das größte, die OLLANTA, wird zur Zeit restauriert und soll auf dem See als Kreuzfahrer eingesetzt werden. Das Schwesterschiff der YAVARI fährt heute noch auf dem See. Es dient der peruanischen Navy als Hospitalschiff, mit der die Inselbevölkerung auf dem See betreut wird. Auch die YAVARI war einst Militärschiff, genauer Kanonenboot, aber die Kanonen wurden schon recht früh abgebaut, denn es gab keinen Bedarf. Zwischen Peru und Bolivien hat es nie kriegerische Auseinandersetzungen gegeben. Eine Neugeburt erlebte sie, als eine Engländerin, Misses Meriel Larken Royds, Nachfahrin der früheren Erbauer des Schiffes, dessen rostige Ruinen am Ufer rottend vorfand. Sie erwarb die Überreste für eine Handvoll Dollar, gründete eine Stiftung, und seitdem wird an der Wiederherstellung des Schiffes gearbeitet. Irgendwann einmal soll es auch mit Passagieren auf dem See umherfahren.

Unser Führer ist sehr stolz auf das Schiff und seine Arbeit. Er spricht ein recht gutes Deutsch und freut sich sehr über unseren Besuch. Wir werden überhall herumgeführt, können poliertes Messing, die alten Kerzenleuchter, altes Holz, und die viele alte Technik bewundern. Das Ankerspill wird noch ganz traditionell mit Handspaken bedient. Eine Rarität ist der alte Motor. Ein Halb-Diesel aus der Schmiede von Bolinder, die später von Volvo übernommen wurde. So unterstützte Volvo auch die Überholung des Aggregates. Eine echte technische Augenweide. Als wir gehen wollen, kommt sogar der Kapitän, Angehöriger der Armada, und begrüßt uns noch. Zum Abschied bekommen wir einen Rettungsring der YAVARI, damit wir uns bei unserer Reise nie Sorgen machen müssen.⁷



Selbstredend

⁷ Durchmesser des Rettungsringes: satte 50 mm, und vollschwimmfähig, da aus Plastik.

In *Puno* genehmigen wir uns in einem *Chifa*, so heißen die hier meist sehr preiswerten China-Restaurants, noch ein kräftigendes Mittagessen, und dann geht es mit der üblichen Verspätung los, Richtung Flughafen. Nach einem problemlosen Flug durchstoßen wir die übliche Wolkendecke und landen im wolkenverhangenen *Callao*. Auf JUST DO IT ist noch alles in Ordnung. Nur Anke ist etwas unglücklich. Wegen der fehlenden Sonne, der Halsschmerzen und der Aussicht, die nächsten Wochen alleine verbringen zu müssen.

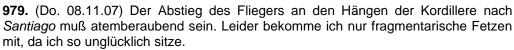
978. (Mi. 17.10. bis 07.11.07) Mitten in der Nacht bringt mich Anke zum Flughafen. Da die Gesellschaften der Star Alliance *Lima* bzw. *Callao* nicht anfliegen, gab es für mich keine Möglichkeit, den vor Wochen gebuchten Flug von Santiago nach Deutschland umzubuchen. So muß ich erst nach *Santiago*, und von dort geht es über *Sao Paulo* und Frankfurt nach Hannover. Mit dem Bus ist das eine Tagesreise, daher fliege ich trotz der höheren Kosten lieber nach *Santiago*.

Dort muß ich erst mal ein paar Stunden Wartezeit rumbringen. Der Beamte von der Einwanderungsbehörde staunt denn auch nicht schlecht, als ich in meinem Aufenthaltsantrag auch nur einen 1 Tag eintrage. Er gewährt mir großzügig ein 90-Tage-Visum. Am späten Vormittag taucht dann Wolfgang im Flughafenrestaurant auf. Nun beginnt eine muntere Zeit, können wir doch die nächsten Stunden bis Frankfurt nach Leidenschaft palavern. So beginnt die Zeit denn auch wie Fluge, und irgendwann schlafen wir natürlich selbstredend

ein. Am Rande, das größte Flugzeug, die Lufthansa 747 war dann, wer sollte das meinen, das engste von allen. Selbst der Mini-Jumbo, mit dem ich von Frankfurt nach Hannover flog, war trotz spartanisch wirkender Ausstattung etwas großzügiger.

Im bei Ankunft sehr frostigen Deutschland erwischte mich als erstes eine heftige Erkältung, so verbrachte ich anfangs mehr Zeit damit, mit der Krankheit herumzulaborieren, als die Dinge zu erledigen, die zu erledigen waren. Vielen Dank muß ich vor allem Nicole sagen, bei der ich diese angeschlagenen Tage und auch später noch einige verbringen durfte. Ergebnis war, daß ich trotz der ursprünglich großzügig kalkulierten Aufenthaltsdauer in Zeitnot geriet. So kam heraus, was bei Deutschlandbesuchen meist üblich war, Streß und

Zeitnot, und das geplante Besuchsprogramm bei Freunden fiel förmlich in sich zusammen. Ich hoffe, Ihr seid mir nicht böse, es hat nicht sollen sein. Beim nächsten Mal. Versprochen.



In Santiago Sonnenschein und Wärme. Das Gepäck kommt schnell, und ich habe glücklicherweise auch keine Zollprobleme. Nehme mir ein Taxi. Über eine Autobahn geht es stadteinwärts. Komisch, fast ein Nach-Hause-Komm-Gefühl. Auch wenn mir Chile nach wie vor etwas zwiespältig erscheint. Der Taxifahrer findet die von mir angegebene Adresse fast auf Anhieb.

So stehe ich nun inmitten alter Gemäuer. Das *Barrio* scheint wirklich recht nett. Vor mir eine Tür mit einem Schild: *Cafe Tales*. Nun, hinein. Leider habe ich Pech, Lorena und Pablo sind nicht da. Er ist irgendwo in der Wildnis beim *team-builden*, sie in der Stadt. Macht nichts. Ich setze mich erst mal an einen Tisch und genieße ein wenig die Ankunft. Außerdem kann ich hier essen und trinken, was will ich mehr. Als ich an der Theke das Essen bestelle, wird mir Olga vorgestellt. Olga, die Köchin. Olga kann deutsch, hat zwanzig Jahre in Deutschland gelebt. Und Olga adoptiert mich sofort. So brauche ich mir um mein leibliches Wohl keine Sorgen mehr zu machen. Irgendwann taucht dann auch Lorena auf. Großes Hallo. Leider ist sie allerdings auch stark beschäftigt. Macht aber nichts. Es gibt genug zu tun. Sie beschreibt mir, wo ich überall hin kann, denn das *Barrio Historico* liegt wirklich sehr zentral, und Olga nimmt mich dann gleich mit und setzt mich draußen auf eine der Touristenfährten. Leider stimmen





Oben: hier wird noch angesaugt, kraftgehubt und ausgepufft, ein Einblick in Bolinder-Technik unten: British Engineering

Olgas geographische Anweisungen und die Aufzeichnungen von Lorena überhaupt nicht überein, und irgendwann habe ich völlig die Orientierung verloren. Im nächsten Internet-Café orientiere ich mich neu und kann nun etwas gezielter eine kleine Runde gehen. Bin aber letztlich doch recht geschafft und entsprechend schnell wieder im Cafe Tales. Immer wieder erstaunlich, wie schnell man hier eingemeindet wird. Bei meiner Rückkehr bekomme ich bereits von einem Teil des weiblichen Personals Küsschen hier und Küsschen da. Wie wunderbar. Aber dennoch, es ist glaube ich nur zu verständlich, daß ich dann recht früh im Bett liege. Schlaf muß sein.

980. (Fr. 09.11.07) Muß irgendwie den Tag rumkriegen. Laufe erst zu weit und gelange in einen ganz interessanten Park. Befindet sich auf einem in der Stadt gelegenen Felsrücken. Mit Besuchererfassung an den Eingängen, wie in manchem Bürogebäude. Besuche dann mit einigen Umwegen den *Plaza de Armas*. In das *Museo de Artes Precoloniales* gehe ich wegen des hohen Eintrittspreises nicht. Habe nur noch wenige Peso, und die brauche ich vielleicht fürs Taxi. Kaufe aber in dem Museumsshop ein chilenisches Kochbuch, denn da kann ich mit Kreditkarte zahlen. Im Kulturzentrum bei *La Alemeda* mache ich Pause. Kuchen und Bier. Kuchen sieht gut aus, hat aber wenig Geschmack. Leider kostet es hier auch Eintritt. Beschränke mich darauf, zwei CDs von Violetta Parra und Tia Parra zu kaufen.

Dann noch ein bisschen Schlendern Richtung *Barrio*. In einer Kirche werde ich von einer jungen Frau angesprochen. Sie erzählt fast ohne Pause. Ganz genau habe ich es nicht verstanden. Anscheinend ist sie Vollwaise. Erzählt von vielen Problemen vieler Menschen. Und daß sie aus einem kleinen Dorf kommt, wo die Menschen keine Zukunft haben. Ihr scheint es aber nicht so schlecht zu gehen. Ihre Brille hat sehr starke Gläser, aber hochwertigster Art (da bin ich ja selber "Experte"), kann also nicht gerade preiswert sein. Ich vermute, sie sucht Kontakt. Habe Schwierigkeiten mich loszueisen. Geht dann aber doch, will ja den Flieger nicht verpassen.

Herzlicher Abschied von Lorena und von Olga.

Nach der Landung will das Taxi-Unternehmen 27 Dollar für die Fahrt nach La Punta. Guter Preis! Bin schon auf dem Weg zum Taxi und durch die Tür des Flughafengebäudes. Guter Preis? Hat das sonst nicht Soles gekostet? Nochmal scharf nachdenken. Jaja, sagt der Taxifahrer, das stimmt schon, aber hier ist es ja international! Was soll das heißen? Ja, bei dem nationalen Teil des Flughafens, also dort, wo die Inlandsflüge abgewickelt werden, seien die Preise niedriger, also in Soles. Ja und warum soll ich mehr bezahlen? Bin doch erst vor kurzem aus Cuzco gekommen und habe nicht mehr als 30 Soles bezahlt. Ja, daß sei alles richtig. Aber ich sei ja international angekommen, und hier nehme man halt den gleichen Betrag in internationale Dollars. Ich erkläre, daß ich kein nordamerikanischer Gringo sei und international oder irrational, ich zahle nur national. Bin doch nicht unnormal, Umkehren, Geld zurückfordern. Ist auch kein Problem. Der Taxifahrer jammert auch nicht, und von der Dame hinter dem Tresen bekomme ich anstandslos die bezahlten Dollar erstattet. Kaum durch die engen Schranken des Abfertigungsbereichs werde ich schon von nicht lizensierten Taxifahrern angesprochen. Was es kostet nach La Punta? 12 Dollar. Oder 40 Soles. Wieso den so viel? Habe doch letztens erst 30 bezahlt. Ja, wegen der Dollarschwäche sei der Preis gestiegen. Da hat der Gute wohl falsch gerechnet. Ein schwacher Dollar müßte eigentlich weniger Soles bedeuten. Oder ist der Sol noch schwächer? Egal, ich bezahle in Dollar, das ist dann für mich ein gutes Geschäft.

Im Club wird mir wieder mein Gepäck getragen, und nach angemessener Wartezeit auf die *lancha* bin ich endlich wieder an Bord. Erste Tat: lüften. Wo kommt bloß dieser fürchterliche Schimmelgestank her? Klären wir morgen. Noch ein Bier und dann ins Bett. In die Koje.

981. (Sa. 10.11.07) Lange geschlafen. dann Minimalfrühstück aus den restlichen Marzipan-Kartoffeln und dem Mini-Brötchen aus dem Flugzeug. Dann erst einmal Brot besorgt. Und ausgepackt und den Salon Anke ausgeräumt. in dem den Generator. Windsteuernlage, den Außenborder und auch noch Segelsäcke zwischengelagert hat. Sonniger Tag heute. Lange, aber vergeblich nach dem Einschlag-Stempel der



Davon soll ein Mann satt werden? Minimalfrühstück am Morgen nach der Ankunft

Shorewerte der Motorfüße gefahndet. Die muß ich doch dringend an Anke mailen, damit sie Ersatzfüße besorgen kann.

Und ich entdecke einen alten Bekannten: Clark ist da. Ihm geht's schlecht. Wegen des beschissenen Anblicks seiner COMDESA. Im wahrsten Sinne des Wortes. So braucht er für den Spott nicht zu sorgen, denn ich lege ihm nahe, das Boot einem Düngemittelkonzern zur vorübergehenden Verwertung anzubieten.

982. (So. 11.11.07) Clark putzt. Endlich einen Shore-Stempel gefunden. War nur dank moderner Technik zu entziffern (digitales Foto vergrößert). Habe immer noch nicht raus, woher das Wasser im Motorraum kommt. Allerdings leichte Undichtigkeit der Wasserpumpe. Liegt

es daran? Dafür die Ursache für den Schimmelgestank gefunden: Kommt aus dem Abfluß des Küchenspülbeckens. Knick im Schlauch verhindert den Durchrutsch organischer Reste, Schimmelbildung, Gestank ...

Die Jungs, also Lars und Pauli, starten heute nach *Cuzco*. Schade, keine Gesellschaft. Ganz nebenbei erledige ich die Nebenkostenabrechnung für die Wohnungen in der Humboldtstraße, war schon vom letzten Jahr her gut vorbereitet, und schreibe eine Rechnung an den Palstek Verlag gestellt. Irgendwie ist das alles wie im richtigen Leben.

983. (Mo. 12.11.07) Ich vermisse meine Armbanduhr. Möchte mal wissen, wo ich sie verlegt habe. Sie muß definitiv an Bord sein, nur wo? Dafür habe ich den ebenfalls vermissten Memory-Stick wiedergefunden. Schon mal ein Trost. Heute als erste Tat die viele Wäsche weggebracht und dann gutes Brot und Käse- und Wurstbelag gekauft.

Danach war Bordarbeit angesagt. Habe den Küchenabfluß zerlegt und so gut es geht gereinigt, um dem Schimmelgestank Herr zu werden. Leider nur mit mäßigem Erfolg. Muß wohl noch mal ran. Am besten wäre es, wenn ich alle Schläuche austauschen könnte. War eine ganz schöne Ekelarbeit. Habe natürlich viel abbekommen und bin dann auch gleich an Land, um mich zu duschen. Bin in der Erwartung kalter Duschen und mit der Einstellung da mußt du jetzt durch dorthin, aber, welch angenehme Überraschung, die Duschen waren warm! Da wurden meine bisherigen kalten Erfahrungen wohl von leeren Gasflaschen verursacht.

Auch noch im Boot gewischt. Sieht jetzt wieder ganz passabel aus. Was das immer ausmacht.

Ansonsten erfreue ich mich am Wetter. Heute zeitweise sonnig. Morgens meist windstill und bedeckt, im Laufe des Tages aufklarend und auffrischend. Leider nicht genug, um den Energiebedarf zu decken. So läuft täglich der Generator. Da er sich etwas unrund anhörte, habe ich ein wenig an ihm herumgedoktort. Läuft seitdem besser. Das Handbuch dazu ist ein Witz. Da wird nur gefragt, ob Sprit im Tank ist, oder der Luftfilter sauber, ansonsten soll man die Werkstatt aufsuchen. Die Manager von Honda haben offenbar keine Phantasie, wo ihre Generatoren überall eingesetzt werden. Dann entdecke ich, daß ich das neue, aus Deutschland mitgebrachten Toshiba-Notebook nicht mit seinem 220V-Netzteil über den Inverter laden kann. Der schaltet sofort seinen Überlastschutz ein und den Ladevorgang aus. Sonderbarerweise geht es dann mit dem für das alte Notebook zugekauften Ersatz-Netzteil aus *Paraná*.

Ansonsten ist es hier recht einsam. Jaime habe ich noch nicht getroffen, Clark putzt sein Boot und leidet an einer Lebensmittelvergiftung, die Jungs sind wie gesagt gerade nach *Cuzco* aufgebrochen, und das deutsche Boot, daß ich gestern Abend entdeckt habe, ist heute bereits nach Chile gestartet.

Damit mir aber nicht zu langweilig wird, mußte das Boot an eine andere Tonne verlegt werden. Hatte gerade meine neue Hose an, als das anstand. Und beim Hantieren mit der algenbesetzten Festmacherleine habe ich sie natürlich prompt verschmutzt. Saubere Hosen darf es bei mir offensichtlich nicht geben.



Clark geht's bescheiden: Ist das Boot erst vollgeschissen, wirst du tüchtig putzen müssen

984. (Di. 13.11.07) Heute verschlafen, und das, obwohl mein Kreuz schmerzt. Liege anscheinend nicht gut in der Hundekoje. Da mir niemand zuhören kann, brauchte ich nicht lange klagen. Habe mich dann an den Navi-PC gesetzt. Schalttafel auf und das Kabel des PC auf eine andere Sicherung gelegt. Siehe da, nun spielt er DVDs ab, ohne daß die Sicherung rausfliegt. Mehr Probleme bereiten die COM-ports. Sowohl die Navigationsprogramme als auch der Pactor-Controller für die Funke arbeiten nur auf COM2. Bei COM1 heißt es immer, er sei schon belegt, wie auch immer ich die Kabel anstöpsele. Selbst ohne angeschlossene serielle Kabel behauptet der Rechner, daß COM1 belegt sei. Für mich Computerlaien ein echtes Rätsel.

Zur Ablenkung steige ich in den Mast. Staubig, klebrig, dreckig. Es fehlt mal wieder ein anständiger Regen. Besser mehrere. Im Top öffne ich die Navigationslaterne und wechsele die Glühbirne des Ankerlichtes gegen einen LED-Einsatz. Der leuchtet dann auch schön, aber er löst auch den Fehlfunktion-Alarm in der Schalttafel aus. Der reagiert also auf minderen Stromfluß, und die LED verbraucht desselben zu wenig. Wieder Zusatzarbeit. Nun muß ich das entsprechende Kabel identifizieren und ebenfalls auf eine andere Sicherung legen. Es wird wohl nie langweilig. Immerhin klappt der anschließende Funktest, und ich kann mittels Navi-PC, Pactor-Controller und Amateur-Funke eine sailmail-Verbindung herstellen. Ergebnis: keine mails gekommen, aber Batterien praktisch lehr. Der Kalorienzähler (korrekter: der Amperestundenzähler) ist von 230 Ah auf 39 Ah gesackt. Das könnte Grund zur Sorge bedeuten, doch ich vermute, daß der Zähler lediglich einen Aussetzer hatte und sich selbsttätig in seine Werkseinstellungen zurückgesetzt hat. Muß ihn vermutlich nur neu einstellen. Nach Bordspannung und Verhalten der Anzeigen haben die Batterien genügend Saft.

Der Tag heute war ungeahnt sonnig. Aber wegen der vielen Tüftelei unter Deck habe ich davon nicht viel mitbekommen. Nur auf dem Weg zum Mittagessen und Brötchen holen konnte ich das schöne Wetter genießen. War wieder bei *D'Komer*. Das wird wohl mein Lieblingsrestaurant. Es hat den selben Betreiber wie das Club-Restaurant. Bietet also hohe Qualität, ist aber bedeutend preiswerter. Heute habe ich *Ceviche* probiert. Sehr gut. Aber das noch preiswertere Menü sah auch wieder klasse aus.

985. (Mi. 14.11.07) Wie kann man sich nur den ganzen Nachmittag mit der Spüle beschäftigen? Wie kann ich nicht genau sagen, aber man kann. Am Vormittag hatte ich mich ziemlich verdrossen mit dem immer noch nicht zufriedenstellend funktionierenden Navi-PC beschäftigt. Als es einfach nicht hinhauen wollte, habe ich WiFi, Internet, Skype und einer im entscheidenden Moment zuverlässigen Verbindung sei Dank beim Hersteller des PC angerufen, und nach wenigen Minuten war der Erfolg da. Ich bilde mir zwar ein, zuvor die gleichen Schritte durchgearbeitet zu haben, aber manchmal ist es mit der Elektronik wie verhext, sie will nicht mit jedem kooperieren. Egal. Das Thema konnte ich also abhaken. Aber leider recht unverdrossen schwebte mir noch immer dieser Schimmelgeruch



Keine Pause: wir basteln ein neues Gewinde für eine Umlenkung der Selbststeueranlage

aus der Spülengegend in die Nase. Jetzt konnte ich es ja nicht dauerhaft bei der Lösung lassen, auf das Abflußloch einfach eine Tasse zu stellen. Also den ganzen Spülenschrank ausgeräumt, Ersatzschlauch aus der Bilge gezergelt, er war zunächst mal zu putzen, Werkzeug bereitgelegt. Dann alle alten Schläuche runter und auseinander gerupft. Die Abflüsse abgenommen. Alles zerlegt, geputzt, desinfiziert, noch mehr geputzt. Wie hartnäckig der Geruch in solchen Abflußelementen haften kann. Die Schläuche tausche ich schließlich komplett aus, und einen, der immer einknickt wechsle ich gegen einen Formschlauch, der zu einem Automotor gehört. Den hatte ich für solche Zwecke mal aus einer Grabbelkiste mitgehen lassen. Es stellt sich heraus, daß die Durchmesser der einzelnen Anschlußstutzen und Verteiler nicht einheitlich sind. Ein verborgenes Provisorium, das sich unvermutet zu erkennen gibt. Leider bleibt mir nichts anderes übrig, als es beim Improvisieren zu belassen. Na, muß halt bei Gelegenheit auf einen Einheitsdurchmesser gebracht werden. Anschließend vergnüge ich mich damit, alles wieder an Ort und Stelle zu räumen und zu putzen.

Irgendwie war ich doch mal kurz an Land. Die Wäsche mußte aus der Wäscherei geholt werden. Und mittags habe ich mir einen Konservensalat gemacht. Die überlagerten Dosen müssen weg. Ein Sauerkraut - Rote Beete-Salat mit Ananas. War erstaunlich gut. Und für knappe Zeiten muß ja schon mal die Phantasie angeregt und geübt werden

986. (Do. 15.11.07) Mit Callao befinden wir uns erstmals in einem Hafen, bei dem man uns rät, das Leitungswasser nicht als Trinkwasser zu verwenden. Da wir wegen der Nähe Großschiffhafens und der gelegentlichen Ölschweinereien, die auf einem der vielen anderen Boote geschehen können, den Wassermacher nicht nutzen wollen, bedeutet das Wasser kaufen. Anke hat das schon vorgemacht, und so mache ich mich heute mit zwei von ihr besorgten 5-Galonen-Kanistern auf zum Bäcker. Dort kann ich sie gegen zwei volle tauschen, was allerdings auch 28 Soles kostet. Also etwa 6.36 Euro für 10 Gallonen, etwa 38 Liter, oder annähernd 17 Euro-Cent pro Liter. Sauberes Wasser hat seinen Preis.

Und weil das Wetter gerade so sonnig war und sich erste Badenixen auf dem Kiesstrand räkelten, bin ich gleich wieder an Land zurück und ein bisschen in La Punta herumgestreunt. Konnte einen kleinen "Werftbetrieb" am Strand besichtigen, wo diese sehr eigenwilligen hiesigen Fischerkähne gebaut wurden. Wirklich eine ganz einfache Methode. Aus jeweils zwei sehr breiten Plankengängen werden die Seiten der Boote geschnitten, dann an einem zentralen Hilfsspant angesetzt, und um diesen herum am Bug und achtern mit einem weiteren Hilfsholz zusammen gebogen. Dann werden die Plankengänge des Bodens dazwischen gesetzt. Der Boden wird anschließend noch mal gedoppelt und der Bug im Mittelbereich ebenfalls. Anschließend erfolgt die Feinarbeit im Bootsinneren. Spanten werden eingesetzt und ein Süllrand eingepaßt. Außerdem werden über die gesamte Länge des an sich offenen Bootes Abdeckplatten angefertigt. So kann der Fischer es schließen und all sein Material in dem gedeckelten Boot verstauen. Alle Nägel und Schrauben bestehen aus tadelloser Bronze. Ein einfaches Boot in dieser Art kostet 4.500 Soles, also rund 1.000 Euro. Es sind auch aufwendigere Bauten möglich und der Preis kann sich dann durchaus verdoppeln. Die etwas plump und ungewöhnlich erscheinende Form der Boote erklärt sich leicht, wenn man sieht, wie sie eingesetzt werden. Einerseits müssen sie sich relativ leicht einen recht steilen Kiesstrand hinaufschleppen lassen, andererseits müssen sie geeignet sein durch brechende Brandungswellen zu laufen. Der flache Boden erleichtert auch das Anlanden auf den recht steilen Stränden, bei dem die Brandungswelle ausgenutzt wird. Sie trägt das Boot mit Schwung auf den Strand, und wenn der Skipper im rechten Moment herunterspringt, kann er das Boot mühelos halten, während das Wasser abläuft.

Heute herrscht eine halbwegs gute Sicht. Man kann die Inseln westlich von La Punta gut erkennen, ebenso die der Halbinsel vorgelagerten Flachs, aber auch die tiefe Rinne zwischen Inseln und Halbinsel, die wir bei unserer Annäherung alternativ hätten nehmen können. Ich kehre in eines der Fischrestaurants am Ende des Ortes ein. *Ceviche* als Testessen. Es ist eine gemischte *ceviche*, aus verschiedenen Fischarten, Kraken, Schnecken, Schrimps und Jakobsmuscheln. Die Shrimps sind leider aus dem Eisfach, was man an der geschmacksneutralen Qualität









Kleine Freiluftwerft. An einem Hilfsspant werden zwei aus groben Planken bestehende Seiten befestigt und dann mit Hilfe der Bug- und Heckbretter in die rechte Form gezogen. Bug, Heck und Bodenpartie wird später gedoppelt, um den Kahn robuster zu machen. Gedichtet wird mit Nylontauwerk und Farbe.

erkennt. Die Jakobsmuschen dagegen sind erstklassig. Ganz nebenbei habe ich jetzt auch rausgefunden, wo die besonders teuren Restaurants sind. Die auf der gegenüberliegenden Straßenseite und nur leicht versetzt arrangierte Restaurantzeile ist dagegen deutlich preiswerter. Nächstes Mal. Und zum Vergleich, mein "Haus-Restaurant" *D'Komer* schneidet im Preisvergleich sehr gut ab. Spitzenqualität zu moderaten Preisen.

Leider hat die Sonne kein Herz für meine Fotoambitionen und verschwindet hinter dicken Wolken. Prompt wird es ungemütlich kalt. Angewidert kehre ich an Bord zurück. Eine halbe Stunde später scheint sie schon wieder. Irgendwer will mich hier doch auf den Arm nehmen.



Wirksam geschützt: Viel Geflatter zur Abwehr der Guano-Produzenten

987. (Fr. 16.11.07) Als ich aus Deutschland zurückkam fand ich es so warm, daß ich in der Hundekoje mit nur einer Bettdecke gemütlich auskam. Dabei war das Fenster sperrangelweit offen und der Niedergang ebenfalls. Und in der heutigen Nacht? Ich hab gefroren wie ein Schneider. Die Schichten wurden immer zahlreicher. Bettdecke und Faserpelzdecke. Zusätzliches Bettdeck. Schlafanzughose. T-Shirt unter Schlafanzughemd. Am Morgen schwächel ich erheblich und komme nur mit Mühe ins Bad. Magenkrämpfe und Dünnpfiff. Den Rest des Tages verbringe ich in der Koje.

988. (Di. 21.11.07) Anke ist heute Nacht angekommen. Bin nicht zum Airport gefahren. Zu schwach. Zur Ehrenrettung des Clubs muß ich sagen, dass in den vergangenen Tagen täglich einmal eine Visite stattfand. Ein *lancha*-Fahrer oder der stellvertretende Manager schauten wechselweise, ob ich noch unter den Lebenden weile oder schon vergammle. Anke drängt auf einen Arztbesuch. So komme ich in den Genuß einer kleinen Visite im hiesigen Gesundheitszentrum. Alles einfach, auf die Wesentlichkeiten beschränkt, aber scheint alles auch o.k. zu sein. Der Arzt hört sich meine Geschichte an, hört meine Innereien an, meint alles sei im grünen Bereich, verschreibt mir Gastrofloral zur Förderung meines inneren Lebens, und gut.

989. (Mi. 22.11.07) Mir ist vom heutigen Tag lediglich der stundenlange Elektrolyse-Check in Erinnerung geblieben. Das viele Wasser im Schiff hat doch merklich irritiert. Also haben wir das gesamte elektrische System durchgetestet. Das dauert. Aber der Befund beruhigt: Keinerlei Anzeichen für unerlaubte Stromflüsse. Alles in ordentlichen, kanalisierten Bahnen. Na ja, und die Vogelabwehrflatterei haben wir ein wenig optimiert.



990. (Fr. 24.11.07) National-Museum besucht. Es zeigt vor allem eine ständige Ausstellung zu den präkolumbianischen Völkern. Man kann sich in vielerlei Aspekte vertiefen. Wie die Diät der Völker beschaffen war, wie ihre Töpferware aussah, ob und wie sie ihren Heiligen huldigten.

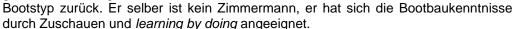
Vieles ist in der typisch verschnörkelten Manier in Stein gehauen, manches in schlicht und modernistisch anmutender Gestaltung als Steingut hinterlassen. Sehr eindrucksvoll ist auch die Rekonstruktion einer Ausgrabungsstätte, eine Fürstengrabes mit reichhaltigen Grabbeigaben, als da sind goldene Schmuck- und Gebrauchsgegenstände, schmückende Textilien, treu begleitende Hunde und natürlich die wichtigsten Frauen und Nebenfrauen und Diener. Harte Schicksale. Die Fülle der Völker und die Fülle dessen, was man wissen kann, überschreitet unser begrenztes Aufnahmevermögen. So beschränken wir uns auf Sehen und gelegentliches Staunen.



Zeitgenössische Interpretation des Inka-Geschnörkels, Symbol des National-Museums in Lima

Neben der ständigen gibt es zwei Sonderaustellungen. Eine über das Silberhandwerk der *Mapuche*-Indianer, die im heutigen Chile leben, und eine Ausstellung japanischer Puppen, die vom japanisch-peruanischen Kulturinstitut ins Land gebracht wurde. Beide klein aber fein. Die Puppenausstellung ist eine Wanderausstellung und besucht auch andere Länder. Falls sie mal nach Deutschland verschlagen wird: Hingehen. Neben den klassischen Puppen (s. Fotos unten), gibt es auch ganz andere Ausdrucksformen. Wirklich mal wieder eine Anregung, sich mit Japan zu beschäftigen.

991. 25.11. Mittagsrundgang durch La Punta. Am Kiesstrand treffen wir auf den Erbauer der hölzernen Fischerboote. mit dem ich mich neulich malunterhalten habe. Er erkennt mich wieder und begrüßt mich fast mit Handschlag. Das Boot, das seinerzeit in den Anfängen war, ist nun fast fertig. Die Rumpfbeplankung und die inneren Hilfsspanten sind vollständig angebracht. Es fehlen nur noch die Doppelungen und die Kalfaterung. Letztere wird aus Nylontauwerk und Farbe gemacht. Früher baute man diese Boote aus Eiche (roble), aber das Holz ist zu teuer geworden. Heute nimmt der "Werftherr" Tonillo, ein dauerhaftes, aber preiswerteres Material. Die hochgezogene Form der Boote macht es leichter, durch die Brandungswellen auf den Flachs der Umgebung zu rudern. Der kastenförmige Rumpf fördert die guten Rudereigenschaften. Das Ursprungskonzept dieser Boote geht nach Aussage des Erbauers auf einen italienischen







Das Bauhaus hinkte den Inka lange hinterher, nur wir haben's noch nicht gewußt



992. (Di. 27.11.07) Gestern und heute damit verbracht, Antennenkabel zu ziehen, Antennenstecker zusammenzubasteln und zu löten und Halterungen für eine UKW- und eine GPS-Antenne zu bauen. Natürlich macht man vieles zweimal. Beispielsweise die Halterung für die UKW-Antenne. Dafür wird das Ziehen der Kabel effektiver, führen wir doch mit den ersten Kabeln zusätzliche Hilfsleinen ein, mit denen man spätere Kabel

verbinden und dann ganz einfach durchziehen kann. Und wozu das alles? Anke hat aus Deutschland ein AIS mitgebracht. Ganz neue Technik, zumindest für den Yachtbereich. Ein

"erwachsenes" AIS verbreitet per Funk in bestimmten Zeitintervallen Informationen über das eigene Schiff: Name, MMSI, Nationalität, Position, Kurs, Geschwindigkeit, Größe. Zugleich empfängt es die Daten von allen entsprechend ausgerüsteten Schiffen innerhalb der UKW-Reichweite. Die ist von der Antennenhöhe der jeweiligen Schiffe abhängig und kann 50 Seemeilen betragen oder auch mehr. Da heute alle Berufsschiffe über 300 Groß-Tonnen ausrüstungspflichtig sind, senkt dieses System das Risiko, von einem anderen maritimen Verkehrsteilnehmer übergemangelt zu werden. Ich war mir über Kaufen oder Nichtkaufen nicht so sicher, da die aktuell erhältlichen Yacht-Systeme noch sehr zweifelhaft sind und oft nur empfangen können. Unser System ist für den Einsatz auf nicht-ausrüstungspflichtigen Fischerbooten gedacht. Es empfängt und es sendet. Anke hat auf den Kauf bestanden, wohl auch aus Sorge um mein Wohl als zukünftiger Einhandsegler.



Die Mittagspause haben wir heute im italienischen Restaurant eines benachbarten Ruderclubs verbracht. War wirklich nett. Es gab für knapp über 4 Euro ein Antipasti-Buffet, dazu zweierlei Nudeln und Dessert. Alles sehr lecker. Da lohnt das selber Kochen kaum. Das beeindruckendste war allerdings die Stimmung: Blick aufs Meer, heute leider sehr trübe und untermalt mit Live-Musik (Saxophon). Das sind Momente, in denen man Südamerika so richtig genießen kann.

993. (Fr. 30.11.07) Welch ein Zauber! Unser Abend wird verschönt durch die Orchesterproben für das morgige Concierto en el Mar des Yacht Club Peruano. Seit Tagen wird gebaut und gemacht und getan. Jaime, der Manager hat kaum noch Augen und Ohren für andere Dinge als die Vorbereitung des Konzerts. Über dem Becken, das normalerweise für den Travellift dient, wurde ein große, überdachte Plattform errichtet. Wie sich heute zeigt, ist das gar nicht die Bühne, sondern eine Vergrößerung des Club-Restaurants, dessen Räumlichkeiten komplett in die zweite Etage verlagert werden. Orchester und Chor befinden sich vermutlich im normalen Restauranttrakt, bei dem man sämtliche zur See zeigenden Scheiben entfernt hat. Davor wurde noch ein breiter, über das Wasser ragender Laufsteg angebracht, unter dem die meisten der Boxen aufgestellt wurden. Die Bühne zeigt als auf die See hinaus, und ein großer Teil des Auditoriums wird dem Konzert auf Booten beiwohnen. Dazu hat der Club zusätzliche Mooringblöcke versenkt, die mit vier Leinen verbunden wurden. An diese Leinen werden sich die Besucherboote mit dem Heck zur Bühne festmachen. Der Buganker dient zur seitlichen Sicherung. Um das ganze System weiter zu stabilisieren, werden rafts von vier und zwei Booten gebildet. Die kleinsten Boote liegen in der ersten Reihe, und dann geht es nach Größe und Aufbauhöhe. Größere Motoryachten müssen mit der vierten Reihe Vorlieb nehmen. Wir liegen wahrscheinlich in der dritten Reihe ganz außen, zusammen mit der kanadischen CAMINATA. Wegen der hohen achteren Ausrüstung (Geräteträger, Windgeneratoren, Solarpaneele, Antennen usw.) sind die echten Fahrtenyachten auf die Außenbereiche konzentriert worden. Aber Jaime hat alles ganz genau geplant. Mittels Sichtkegeln hat er die Grenzen der Liegeplatzreihen festgelegt. Dabei hat er sogar berücksichtigt, wie sich die Mooring-Leinen unter der Last der vielen Boote in einen Halbkreis legen werden. Der Eintritt für die schwimmende Zuhörerschaft beträgt 50 US-Dollar pro Boot, unabhängig davon, wie viele Personen sich an Bord befinden. Im Club-Restaurant gibt es anschließend ein gigantisches Buffet. Wegen unserer angeschlagenen Mägen werden wir jedoch auf die Teilnahme daran verzichten.



Jaime, der große Organisator auf der Bühne

Jaime ist ganz stolz auf das Ereignis, das sich dieses Jahr zum dritten Mal jährt. So weit er weiß, gibt es nur ein einziges vergleichbares Konzert in der Welt. Sicher wird man bei der Akustik Abstriche machen müssen, aber die Atmosphäre wird einzigartig sein. Schon heute staunen wir über die Prachtentfaltung. Das Restaurantgebäude ist frisch gestrichen, alle Geländer und Handläufe sind frisch gestrichen und mit Lichterketten illuminiert. Schwere Scheinwerfer tauchen das Wasser in ein gelbwarmes Licht. Bühne und Restauranttrakt zeigen nahezu die letztendliche Belichtungstechnik. Und die gerade laufenden Proben machen deutlich, daß erstens die Akustik gar nicht so schlecht ist, und zweitens ein erstklassiges Programm zu erwarten ist. Natürlich ist die Zuhörerschaft nicht nur auf die Bootsbesitzer beschränkt. Der ganze Kiesstrand beiderseits der Clubbrücke wird bevölkert sein.

Auch wir lassen uns anstecken. Überflüssiges Gerümpel wird weggestaut. Dinge, die die Sicht behindern können abgeschlagen. Nur die Vogelscheuch-Ausstattung bleibt noch. Sie wird erst morgen verschwinden. Kurz vor sechs machen wir uns noch auf den Weg zur Clubbrücke um dort das Schiff zu putzen. Wenigstens oberflächlich. Und unter der Backbord-Saling flattern nun Speckflagge und Clubstander. Und an der Dirk haben wir in luftiger Höhe eine brandneue, farbkräftige Nationale angeschlagen. Leider bin ich heute nicht sehr tatkräftig, da mein Magen völlig verrückt spielt. So bleibt vieles an Anke hängen, die auch nicht ganz auf dem Damm ist.

Seit gestern funktioniert das AIS, auch wenn wir im Moment noch nicht wissen, ob unsere Daten auch übertragen werden. Das wäre noch zu prüfen. Zwar gibt es noch Schwächen der Software, aber das sollte sich noch in den Griff kriegen lassen. Obwohl ich bei dem Versuch, die Daten des AIS in unserm Navigationsprogramm zu integrieren reichlich erfolglos bin und kurz vor einem Wutanfall stehe. Schließlich bietet sich Anke an, sich weiter mit dem Software-Problemen zu beschäftigen. Ich bevorzuge doch mehr die handfesten Dinge, wo man löten und verbinden, abkneifen und vernünftig messen kann. War auch nötig, da das in das AIS integrierte GPS anfangs nicht arbeitete. Wie sich herausstellte. hatte es einen ganz winzigen, kaum sichtbaren Kurzschluß in einem der auf die Antennenkabel aufzulötenden Stecker ergeben.



Concierto en el Mar

994. (Mo. 03.12.07) Das Konzert am Samstag war wirklich recht eindrucksvoll. Auch, was der Club zuvor noch alles auf die Beine gestellt hat. Wir staunten nur. Kurz nach elf Uhr morgens fragten wir nach, wann wir an die Zuschauermoorings verlegen könnten und bekamen auch zügig die Antwort: jetzt. Wir dackelten recht mühsam dorthin. Unterwasserschiff und Propeller sind schließlich dick bewachsen. An der uns zugewiesenen dritten Reihe angekommen, hieß man uns warten, weil offenbar unklar war, auf welchen Platz genau wir nun sollten. Wir wußten es eigentlich, hatten wir doch den Belegungsplan bei Jaime gesehen. Aber wir wissen ja, *tranquillo* heißt das Zauberwort. So lange dauerte es dann auch nicht, und wir bekamen die Bestätigung für unseren Platz. Also so dicht wie möglich an der vierten Reihe den Anker geworfen und dann achteraus an die quer verlaufende Mooringleine gequirlt. Die haben wir dann auch ganz gut eingefangen, und nachdem wir es mit Hilfe des Beibootes auch geschafft hatten, einen Festmacher um die äußere Mooringtonne zu legen, lagen wir unverrückbar auf unserer Position. Irgendwann tauchte auch CAMINATA auf und kam

bei uns längsseits. Wir erstaunten nur ein wenig, daß sie ihren Anker wegen ausgefallener Ankerwinsch nicht setzen konnten, und daß sie lediglich vier Festmacherleinen an Bord hatten, was für einen Fahrtensegler doch reichlich knapp ist. Da wir dagegen reichlich bestückt sind, konnten wir aushelfen und uns wenig später frohgemut aufmachen, uns noch einmal für das bevorstehende Ereignis aufzufrischen, sprich zu duschen.

Wie nicht anders zu erwarten, begann das Konzert erst eine Stunde später als angegeben. Das muß aber sicher so sein, denn ohne diesen Vorlauf kann man in Peru fest davon ausgehen, daß 95% aller Gäste zu spät kommen. Auch die im Vorfeld vom Club ausgegebenen Verhaltensinstruktionen wurden wohl mehr aus erzieherischen Gründen gegeben, denn um ernst genommen zu werden. So werde der *lancha*-Dienst des Clubs um halb sieben eingestellt. So die Drohung. Tatsächlich fuhren die *lanchas* auch während des Konzerts. Glücklicherweise war die Lautsprecheranlage mächtig genug, gegen so ein paar Motörchen kräftig anzustinken. Um sechs waren Pauli und Lars zu uns gestoßen. Nach einem kleinen Abstecher zur Eingangspforte, um Programm und Geschenke abzustauben, wurden dann die ersten Begrüßungsalkoholika gereicht. Punkt acht, also genau die vermuteten 60 Minuten nach der Zeit, begann das Konzert (peruanische Zeit = + 1 Stunde).

Es spielte auf: das Synphonie-Orchester von Lima unter seinem Direktor Luis Beteta Solano sowie dem Chor der Vereinigung "Amigos De La Musica" unter Gerardo Loyola. Als Solisten gaben sich die Ehre: Jackelin Terry (Sopran), Juan Antonio de Dompablo (Tenor, aufgrund ausgezeichneter Haltung sicher der perfekte Heldentenor, Anm. d. Verf.), Juis Vargas (Saxophon) und Henry Rodríguez (Piano). Dia Akustik war aus der Nähe genossen nicht ganz so gut, als bei der gestrigen Probe von unserem entfernten Liegeplatz aus. Aber da kann man, ja muß man Abstriche hinnehmen, schließlich befindet man sich nicht in einem Konzertsaal. Die allgemeine Stimmung war jedenfalls trotz der Frösteltemperaturen gut und die Vorträge kamen gut an. Und bei einigen Stücken traten auch noch vier Tänzerinnen auf, die sicher den gefährlichsten Part hatten. Sie mußten auf der schmalen Tribüne vor dem Restaurant auftreten, immer den schwarzen Abgrund, also den Sturz ins Meer vor Augen.

Gegeben wurden Stücke südamerikanischer Komponisten, wobei mir besonders Jacinto Guerrero, Pablo Sorozabal, Amadeo Vives und ganz besonders Soutullo Berth gefallen haben. Eines seiner Stücke erinnerte mich in Ansätzen an Orff. Den zweiten Teil des Konzerts machten dann Bizet, Carmen, was sonst, und Grieg aus, ein sehr interessantes Stück von Franz Waxman für Saxophon und Orchester und schließlich populäre Filmmusiken. Leider konnte das Publikum nur eine Zugabe herausfordern. In Anbetracht des Umstandes, daß es sich natürlich auf einen weiten Raum verteilte, und sein Begehren trotz Einsatzes diverser Hörner nicht ganz so lautstark bis an die Bühne vordringen konnte, schon ein großer Erfolg. Interessant fand ich, daß das Orchester mit vier Hörnern besetzt war. Ich bin kein Fachmann in Orchesterfragen, aber mir fiel es einfach ins Auge. Die Atmosphäre haben wir jedenfalls sehr genossen. Etwas unpassend war, daß gleich nach Ende des Konzerts Werbung auf der Großbildleinwand erschien und Popmusik gespielt wurde. Ein wenig Anstandsklassik hätte besser gepaßt. Ein Teil des Publikums fand sich anschließend im Restaurant zu Buffet und Tanz ein, wir bevorzugten es dagegen, uns in unserem Salon bei netten Kleinigkeiten, warmen Knoblauchbaguette und Wein aufzuwärmen.

Am nächsten Morgen, ich saß schlaftrunken auf der Toilette, erschütterte ein heftiger Stoß das Boot. Verärgert, aber erstaunlich schnell war ich einsatzbereit. COUNTERPOINT, ein Boot das gestern schon wegen unbefriedigender Befestigungstechnik auffiel, hatte die Nacht über in unserer Nähe vor Anke gelegen. Warum der Eigner den Kahn nicht an der Mooringleine gelassen hat, ist mir schleierhaft. Jedenfalls ist das Boot auf Drift gegangen und schickt sich soeben an, mit unserem Boot einen Kräftemessen zu veranstalten. Da Anke trotz ihrer Darmprobleme auch schnell in ihren Klamotten steckt, zögern wir nicht lange. Per Funk eine Information und Beschwerde an die Marineros im Club, aber wir wollen nicht lange rumhadern, sondern verlassen eilig unseren Platz und kehren an unsere Mooring zurück. Im Mooringfeld sind wir vor diesem Chaotenboot sicher.

Wir sind gerade mit dem Frühstück durch, da meldet sich Pauli an. Pauli ist, was wir völlig verdrängt haben, Allgemeinmediziner. Bewaffnet mit einem Arzneimittel- und Wirkstoffkatalog nimmt er eine schnelle medizinische Beratung vor. Einen Parasitenbefall schließt er gleich aus. Der hätte von unseren bisher eingenommenen

Medikamenten schon gestoppt werden müssen. Es kommen nur *baks* als Verursacher in Frage. Baks? Bakterien. Ach so. Er verordnet uns Cyprofloxacin, hier rezeptfrei zu bekommen. So dauert es auch nicht lange, und ich tuckere mit dem Dingi an Land. Es ist zwar Sonntag, aber man kann ja hoffen. Und tatsächlich, die Apotheke gleich vorne an der nächsten Straßenecke, keine 100 m vom Clubgelände entfernt, ist geöffnet. Und ich bekomme auf Anhieb die 28 Stück Pillen, die ich brauche⁸. Genau abgezählt, so wie das hier möglich ist.

995. (Mo. 010.12.07) Die vergangenen Tage haben wir vor allem mit der Suche nach Batterien verbacht. Unsere in Coquimbo gekauften Energiespender geben sichtbar den Geist auf. Waren wohl doch nur reine Starterbatterien, die mit dem andauernden Gezutzel der Bordelektrik und dem entsprechend häufigen Wiederaufladen nicht klar kommen. Und da wir überwiegend vor Anker lagen und der Strom nicht aus der Steckdose, sondern aus dem Generator kam, haben sich die potentiellen Ladezyklen schnell verbraucht. Nun finde man mal in Peru Batterien, die für unsere Zwecke geeignet sind. Anke führte zig Telefonate, die Gelben Seiten, die es offenbar weltweit gibt, rauf und runter. Bei einer der zahlreichen Recherchen im Internet stießen wir dann auf einen Verweis auf die peruanische Armada. Unter der angegebenen Seite fanden wir dann eine "Transparenztabelle" des Marinebeschaffungssamtes. Fein säuberlich war aufgelistet, was die Marine so alles anschafft, in welchen Mengen, zu welchen Preisen, und bei wem. Und was fanden wir da? Die Armada hat doch tatsächlich Gelbatterien beschafft. Und es gab eine Bezugsquelle. Wir dort angerufen. Daß heißt Anke selbstredend. Gelbatterien? Ja, kein Problem. Welche Größe denn? Auch kein Problem. Sie werden an den Club ein Fax mit einem Angebot senden. Wir waren noch gar nicht durch die Pforte des Clubs hindurch, als uns die Empfangsdame schon mit einem Fax entgegenwedelte. Und - wir trauten unseren Augen kaum angeboten waren Gelbatterien der Marke "Sonnenschein" aus dem guten alten Deutschland. Der Preis war vertretbar. Erst auf den dritten Blick sahen wir den kleinen Schönheitsfehler: Lieferzeit 16 Wochen! Die Dinger müssen wohl erst importiert werden. Wenn man Zeit hat, kein Problem. Aber - man mag es glauben oder nicht wir haben keine. Bei nochmaliger Frage ergab sich dann, daß man uns auch Alternativen bieten konnte. AGM-Batterien. Also durchaus neueste Technologie. Ein Rückruf bei Frank Schürenstedt, unserem Berater in vielen Elektrikfragen, beruhigte unsere verunsicherten Seelen und segnete unsere Kaufentscheidung mit gewissermaßen höheren schiffselektrischen Weihen.

Die Gesundheitsfront hat sich wieder stabilisiert, Dr. Pauli sei Dank. Wir hoffen, der Erfolg ist von Dauer. Immerhin, wir trauen uns wieder, aushäusig zu essen. Bei einem gemeinsamen Essen mit Pauli und Lars im Club-Restaurant war ich mal wieder

wagemutig und habe ein Steak bestellt. Und wer hätte das gedacht, es war ein richtiges, geradezu argentinisch anmutendes *lomo*. Wunderbar auf den Punkt gegrillt und in einer hervorragenden Sauce. Das erste Mal, seit wir Argentinien verlassen haben, daß mein Testessen auch ein angemessenes Ergebnis zu Tage befördert hat. Ein Lob auf den *jefe* der Küche. Das Restaurant des Clubs ist wirklich zu empfehlen.

Sonst verliefen die Tage ruhig, waren mit den üblichen Alltagsarbeiten ausgefüllt. Emotionen kamen lediglich im Zusammenhang mit dem AlS auf. Immerhin, es funktioniert mittlerweile reibungslos, externe Lautsprecher sind nun auch angekoppelt. Sie geben ein Alarmsignal auch dann, wenn der Bildschirm zwecks Energieeinsparung abgeschaltet ist. Und bei unseren Testläufen haben wir als bisherigen



Red masked Parakeet (Aratinga erythrogenys) in den Palmen der Uferpromeade sorgen für Kurzweil

⁸ Das ist eine Einwochen-Dosis für zwei Personen. 2 x täglich eine Pille, sieben Tage lang. Wirkstoffmenge: 500 mg/Pille. Antibiotikum

Rekord ein Signal von einem Schiff empfangen, das über 60 Seemeilen entfernt war. Erstaunlich. Obwohl die Übertragungstechnik ganz konventioneller UKW-Funk ist und unsere Antenne auf dem Geräteträger montiert ist, also nicht gerade sehr hoch, wird eine solche Reichweite erzielt. Der Sprechfunk hat seine Grenzen dagegen bei etwa 25 Meilen, und das mit einer im Masttop angebrachten Antenne. Schiere Begeisterung. Frust beschert dagegen das Naivigationsprogramm. Die neue, AlStaugliche Version will sich einfach nicht installieren lassen. Da sind noch Schweiß und Tränen zu erwarten. Und einschlägige Flüche.

Seit einigen Tagen haben wir recht ungewohnten Schwell. Heute morgen war er bei Niedrigwasser so stark, daß die Wellen sich am Strand in kräftigen Rollern brachen. Wir waren bei dem Anblick sehr froh, daß wir darauf verzichtet hatten, mit dem Dingi zum Steg zu fahren. Der Dingi-Steg wurde dann auch im Verlauf des Vormittags abgebaut, da der Schwell ihn sonst aus der Verankerung gerissen hätte. Das wegen der Renovierungsarbeiten am Clubhaus (Erdbebenschäden) errichtete improvisierte Verwaltungshäuschen wurde schon mit einer Bohlenwand gegen die Seen gesichert. An der Uferpromenade wurden von der Stadtverwaltung erste Sandsackhaufen aufgestapelt. Am Strand, der ja zum Leidwesen der *Punteños* aus sehr groben Kieselsteinen besteht, verursachen die brechenden, mehr noch die zurückflutenden Wellen einen unglaublichen Lärm. Und sie beeindrucken durch ihre Gewalt. Man kann sehr gut beobachten, mit welcher Leichtigkeit sie die Steine umschichten. Nur die Vögel sind begeistert. Sie hüpfen inmitten der Steine, der hin und her flutenden Wassermassen herum und freuen sich über die ans Tageslicht gespülten Nahrungsquellen.

996. (Di. 011.12.07) Einer der grauen Tage in Callao. Den ganzen Tag über hängt eine dünne Wolkendecke über der Stadt. Nach einigem Zaudern haben wir uns entschlossen, die neuen Batterien für unsere Verbraucherbank selber abzuholen. Das dürfte die Sache beschleunigen. Und vor allem, wir können an Ort und Stelle prüfen, ob die Batterien ok sind. Denn wenn es keine AGM-Batterien sind, würde das zur Folge haben, daß wir umgehend nach Panama aufbrechen. So kapern wir uns ein Taxi. Das zweite, da wir beim ersten den geforderten Fahrpreis nicht zahlen wollen. Ergebnis: Weitaus schlechteres Auto für den gleichen Preis. Und da der Fahrer sich mit der Orientierung vertan hat, verlangt er plötzlich einen Zuschlag. Anke fängt an zu diskutieren. Ich bitte Sie um Einhalt, denn das Blödeste wäre, wenn wir wegen Unvereinbarkeit mitten auf der Fahrt rausgesetzt werden. Eine knappe Stunde Fahrzeit und einen Stau später, finden wir tatsächlich die angegebene Adresse. Eine hohe Mauer, ein großes Tor, eine kleine Tür. Nur ein ganz klitzekleines Schild über der Klingel. So sieht also ein Lieferant der peruanischen Marine aus. Anke klingelt, und tatsächlich, wir sind richtig. Hinter der nichtssagenden und abwehrenden Fassade sieht alles ganz anders aus. Sauberes, sehr organisiertes Büro, gut strukturierte Lager. Es dauert nur wenige Minuten, und unsere Batterien sind im Anmarsch. Scheinen tatsächlich AGMs zu sein und sie stammen offenbar alle aus einer Produktionscharge. Und aus Portugal. Sie werden auch gleich vor unseren Augen getestet. Prüfergebnis: voll.

Aber dann ergibt sich ein Problem. Der Chef des Ganzen meint, wir würden Schwierigkeiten bekommen, die Batterien im Taxi zu transportieren. Er fragt noch mal nach dem Auftragsvolumen unseres Kaufs, und dann erklärt er, daß sich seine Firma durch mejor servicio del cliente, also den besten Dienst am Kunden auszeichnet. Und das bedeutet, er wird uns persönlich nach La Punta zurückbringen. Das hat auch den Vorteil, daß wir gemeinsam an einer Bank vorbeifahren können, denn mit Karte konnten wir in seinem Büro nicht zahlen. Während der Fahrt entspinnt sich eine lebhafte Unterhaltung. Zwei Aspekte bleiben mir in Erinnerung. Wir kommen auf das Thema Umweltschutz und haben den Eindruck, daß er der Meinung ist, daß sich in Peru in dieser Hinsicht einiges bewegt. Was uns sehr erstaunt. Andererseits ist es unübersehbar, daß sehr viel Wert auf Straßenreinigung gelegt wird, an vielen Orten Mülltrennung eingeführt ist, und auch Clubs und Firmen sich zumindest propagandistisch dem Umweltschutz verpflichten. Dann erläutert er uns noch ein wenig das hiesige Klima. Sowohl nördlich als auch südlich von Lima sind die Bedingungen eigentlich freundlicher. Aber die Region der Hauptstadt zeichnet sich durch ein sehr eigentümliches Klima aus. Die Niederschläge seien verschwindet gering, etwa 1 mm pro Jahr. Meist in Form feinen Niesels. Aber es sei in der Tat neun

Monate des Jahres bedeckt, die anderen drei Monate mehr oder weniger. Richtig klaren, ungetrübten blauen Himmel gäbe es praktisch nie.

Mit den Batterien fällt auch die Entscheidung, hier Farbe für den Unterwasseranstrich zu kaufen. Dazu wollen wir noch schnell eine Einzahlung auf das Konto des Farbenherstellers vornehmen. Doch das erweist sich als recht problematisch. Die Leutchen hinter dem Schalter geben die benötigten Informationen nur bruchstückhaft heraus, und so tauchen wir letztlich viermal in der Bank auf, ohne schlußendlich eine Einzahlung vorgenommen zu haben. Mal brauchten wir die Pässe, weil die Paßkopien und der Personalausweis nicht ausreichten, dann brauchten wir eine besondere Nummer der Empfängerbank für den nationalen bankeninternen Geldtransfer usw. usw. Das Einzige, was den Aufwand noch erträglich macht, ist die recht junge Chefin der Filiale, hellkastanienbraunes Haar, Sommersprossen, aber eine wahrlich bronzefarbene Haut, schlank, also wahrlich attraktiv. So komme ich wenigsten in dieser Hinsicht auf meine Kosten. Eine adäquate Erscheinung für Ankes gusto gibt es bedauerlicherweise nicht.

997. (Do. 13.12.07) Gestern und heute hatte ich das Vergnügen, mich mit dem Einbau der neuen Batterien zu beschäftigen. Anke verließ vorsichtshalber das Boot und kümmerte sich um andere Dinge. Das endgültige Bezahlen des Antifoulings, Telefonate und mails, Ausdrucken des Handbuchs für unsere (immer noch nicht funktionierende) Navi-Software und und und. Ich habe dagegen nur versucht, die Batterien einzubauen. Oh wie schön ist das bei einem Auto: Batterie kaufen, auswechseln, anschließen, fertig. Auf einem Boot ist das ganz etwas anderes. Erst recht, wenn man natürlich nicht die gleichen Batterien, die man hatte, kaufen kann. Statt 2 x 150 Ah besteht die zukünftige Batteriebank aus 4 x 92 Ah. Das ist also etwas mehr, aber vor allem heißt das, völlig andere Batteriemaße.

Also muß ich die alte Batteriehalterung zunächst einmal ausbauen. Ächz, es ist alles so schön eng hier! Dann scheuen, wie ich die alten Alu-Profile für eine neue Halterung verwenden kann, was ich alles ändern muß. Erst einmal eine Trockenübung. Alles so, wie ich es mir vorstelle im Cockpit zusammengesetzt, Batterien draufgewuchtet – sieht gut aus. Also neue Löcher gebohrt, Gewinde geschnitten, das Ganze Gestell dann in meine Lieblingshöhle unter dem Cockpit verfrachtet und in der endgültigen Position festgeschraubt. Oh Wunder, selbst die schwer zugänglichen Schrauben fügen sich auf Anhieb in die zugedachten Gewinde. Sowas ist normalerweise nicht der Fall. Probebatterie nach unten gewuchtet, mit List, Tücke, Flüchen und viel Kraft auf die neuen Trägerschienen bugsiert – wie können nur so viele Kabel im Weg sein – und nach hinten geschoben, schließlich müssen ja vier hier rein. Doch was ist das? Da

klemmt was. Die Batterie will nicht ganz nach hinten rutschen und die Trägerschiene biegt sich bei meinen Versuchen seitwärts. Zollstock her. Nachgemessen. Eine unflätige Äußerung. Meinem Gestell fehlen unerklärlicherweise 5 mm in der Breite. Also wieder alles retour. Das über die ganze Bauerei satte 5 Stunden vergangen sind, erwähne ich mal nur beiläufig. Um Fehler zu vermeiden und das Nervenkostüm zu schonen, beende ich diese Aktivität. Erst mal den verschwitzten Körper unter der Dusche labsalben und dann noch schnell 40 Liter Mineralwasser besorgt. Wieder entspannt, beginne ich dann die Kabel vorzukonfektionieren, mit denen ich die einzelnen Batterien parallelschalten will. Auch das braucht so seine Zeit. Das war gestern.

Heute folgt der zweite Teil. Ich fertige erst einmal eine neue Trägerschiene an, da mir die gestrige bei weiterer Perforierung zu schwach würde. Das Aluprofil kann ich noch anderweitig verwenden. Wieder wird alles im Trockenen vorgebaut, dann am zukünftigen Einsatzort montiert, vermessen, für gut befunden und anschließend die nötigen Befestigungslöcher gebohrt. Wegen beengter Verhältnisse kann ich nur mit einem Akkuschrauber arbeiten. Das geht reichlich mühsam, da unser gutes Stück an chronischer Akkuschwäche leidet. Aber immerhin, irgendwann ist es getan und die



Kabelsalat, der schon immer störte (oben), anlässlich der Umbauten für die neuen Batterien sauber aufgeräumt (unten).

Bohrungen sind auch hübsch angesenkt, um die Schraubenköpfe bündig aufzunehmen. Dann mache ich mich daran, Platz für den Einbau zu schaffen. Der Shunt für den Batteriewächter, der eh schon immer im Weg war, muß versetzt werden. und dann muß ich mir Gedanken machen, wie die neue Verkabelung aussehen soll. Denn aufgrund anderer Polbeschaffenheit und Anordnung, kann ich die vorhandenen Anschlüsse nicht verwenden. Klar, daß die bestehenden Kabellängen auch nicht immer ausreichen. Genug Stoff, um diese Arbeit auf den morgigen Tag zu verschieben, bevor ich wegen mangelnder Konzentration unnötige Kurzschlüsse verursache. Auch kein Fehler, denn ich habe noch gar nicht damit angefangen, mein Werkzeug- und Schraubenchaos zu beseitigen, da werde ich schon in der Funke gerufen. Unser Antifouling ist da. Es wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber ich vermute, ich soll an Land kommen und die Lieferung abnehmen.

Ich lasse mir zwar noch etwas Zeit, aber 10 Minuten später bin ich an Land, und tatsächlich, da wartet der Lieferant mit seinem Lieferschein auf meine Unterschrift. Alles sehr wichtig. Auch meine Passnummer ist notiert, und außerdem eine Sondersteuer auf Farben bezahlt. Reichlich merkwürdig. Der Lieferant erklärt, die Farbensteuer diene der Kontrolle der produzierten und im Umlauf befindlichen Farbenmenge, da die Drogenproduktion auf die gleichen Roh- und Hilfsstoffe zurückgreift. So liegt die jährliche Ernte von Kokablättern⁹ in Peru und Bolivien bei etwa 300.000 Tonnen. Davon werden etwa 45.000 Tonnen auf traditionelle weise konsumiert (Koka kauen, Koka-Tee), 100 Tonnen erwirbt die Pharma-Industrie, 1.000 Tonnen die Getränke-Industrie. Und der Rest? Nun, aus 600 kg Blättern läßt sich ein Kilo Kokainbase gewinnen...

Auf der Rückfahrt zum Boot kann ich dann das Schauspiel genießen, das die peruanische Marine hinter dem Feld der Mooring-Lieger aufführt. Der Großteil der in Callao liegenden Einheiten hat den Kriegshafen verlassen und ist dabei, hinter "uns" vor Anker zu gehen. 6 raketenbewehrte Schnellboote, 8 Raketen-Zerstörer, 3 mittlere Versorger, zwei große, halb zivil wirkende Versorger, 1 Vorpostenboot und als Flaggschiff ein Kreuzer mit 8 schweren Geschützen in vier Zwillingstürmen. Das es Vertreter der letzteren Gattung noch gibt hätte ich kaum gedacht.



Die peruanische Marine zeigt, was sie hat

998. (Fr. 14.12.07) Es ist nicht zu glauben. Die Batterien sind immer noch nicht drin. Zugegeben, ich konnte mich erst spät dran setzen, denn zuvor mußte Papierkrieg wegen der Krankenversicherung erledigt werden. Aber dann ging es nur mit Problemen weiter. Anke hatte noch eine Alternativ-Idee, wie die Batterien anordnen, der durchaus ein paar bestechende Aspekte hatte, aber der dazu notwendige Unterbau erwies sich mit den bescheidenen zur Verfügung stehenden Materialien als so kompliziert, daß ich sie verwerfen mußte. Also weiter wie geplant. Das größte Problem war. daß in unserem Boot bisher keine gescheiten Masse- und Plus-Verteilungen existierten. Die neuen Batterien erlauben mit ihren bescheidenen und dazu noch halbwegs versenkten M8-Polen nicht das bisherige Kabelarrangement. So blieb mir nichts anderes übrig, als erst einmal entsprechende Verteiler zu schnitzen, nachdem ich nach langen Überlegungen einen halbwegs befriedigenden Ort dafür

⁹ In Bolivien und Peru ist der Anbau des Coca-Strauchs (*Erythroxylum coca*) legal. In Ecuador dagegen ist er verboten. Der Genuß von Coca-Tee ist übrigens völlig unbedenklich, da es zur Entfaltung der halluzinogenen Wirkung noch der Beimengung zusätzlicher Stoffe bedarf. Im Gegenteil, Coca-Tee ist als leicht anregendes Getränk sehr hilfreich und lindert auch die Auswirkungen der Höhenkrankheit.

gefunden hatte. Solche Verteiler kann ich hier nicht einfach kaufen. Das bedeutet, erst einmal aus einer ausreichend starken Aluplatte ein passendes Geviert sägen. Möglichst schon vorher die nötigen Löcher bohren für die Befestigungsschrauben und die zu schneidenden Gewinde. Dann die Gewinde schneiden. Mangels funktionierenden Akkuschraubers – die große Bohrmaschine ist für solcherlei Arbeiten zu mächtig – ist das natürlich echte Handarbeit. Dann alle Kanten entgraten und glätten, die Oberflächen säubern und etwas polieren. Anschließend ist aus einer

Nylonplatte der isolierende Unterbau zu schneiden, mit den nötigen Bohrungen zu versehen und die ganzen Materialreste, die beim Sägen hängen geblieben sind, werden mit dem Messer zu entfernt. Noch ein bißchen versäubern und glätten, fertig. Bei der Gelegenheit habe ich auch gleich noch mal den Meßshunt des Batteriewächters versetzt, der nun neben dem Minus-Verteiler wohnt. In meinem Arbeitseifer wurde ich dann nachhaltig gestört, als mal wieder ein pfeifender marinero auftauchte. Ich solle mal eben das Boot verlegen, denn der Besitzer der Boje komme. Sehr sonnig. Ein bißchen Vorankündigung würde ja helfen. Jedenfalls verweigerte ich mit meiner zerrupften Elektrik den Motorstart. Der Marinero wiederum meinte, für mich unverständlich, er könne mich mit seiner lancha nicht schleppen, und in der Nähe kam schon der Schleppzug mit dem Bojennachfolger. Irgendwie ging es dann doch. Ich gab der lancha 1 ein Ende, damit er mich auf einer sicheren Position halten konnte, während die andere lancha 2 das neue Boot an der Boje absetzte. Dann nahm mich letztere in Schlepp, nachdem es bestimmt acht Minuten dauerte, bis der Schleppknoten endlich gesteckt war. Die Schleppfahrt dauerte dann geradezu episch. Wenn der gute Mann mal ein bißchen Gas gegeben hätte, wäre es auch möglich gewesen, JUST DO IT zu steuern. Aber so taumelten wir umher wie ein Lämmerschwanz. Eben so, wie man vor Anker schwojt. Irgendwann, etwa nach einer Stunde, waren wir endlich an der Zielboje angekommen. Ich befinde mich gerade wieder im Salon und nehme die unterbrochene Arbeit

auf, da pfeift es schon wieder. Man hat vergessen, mir die Befestigungsleine der Heckboje anzudienen. Wir liegen diesmal auf einem Platz, auf dem man mangels Raum nicht umherschwojen kann. Kurz vor fünf entferne ich dann Teile meines neuen Batterie-Rahmens, setze den alten lose wieder auf und setzte die alten Batterien ein.

Die halbgare Verkabelung wird provisorisch wieder verbunden. Dann Hauptschalter um und – nichts passiert. Kein Knispeln, kein Funkensprühen, kein Kabelbrand, keine Explosion. Scheine trotz der Störungen alles richtig gemacht zu haben.

Für abschließende Kurzweil sorgt dann die Marine. Nachdem sie am frühen Morgen spurlos verschwunden war, sind die Einheiten im Lauf des Nachmittags Schiff für Schiff wieder eingetrudelt. Jetzt hat sich auch noch ein U-Boot dazugesellt und ein weiteres Vorpostenboot. Aber am beeindruckendsten sind





Weihnachtsfeier für die Kinder der Clubangestellten. Auch Schnee muß sein! Und wenn auch aus der Dose.



dann ein paar Anflüge der Marineflieger. Es sind zweisitzige Propellermaschinen. Den Typ konnte ich leider nicht identifizieren. Aber das ganz vermittelt schon eine Ahnung, wie sich derartige Situationen im zweiten Weltkrieg abgespielt haben.

Am Abend bestehe ich dann auf einen Landgang und den Besuch einer Pizzeria. Anke glaubt nicht, daß eine Familienpizza die meinem Hunger angemessene Portion ist. So bestellen wir nur eine kleine Pizza für sie und eine normale für mich. Und das Ergebnis: zurück im Boot schmiere ich mir erst mal ein Brötchen, schließlich habe ich Hunger.

999. (Sa. 15.12.07) Auch heute wieder ein Tag in meiner Lieblingshöhle. Aber ich komme voran. Und schließlich wandern die ersten der neuen Batterien auf ihren zugedachten Platz. Natürlich nur, um festzustellen, daß noch ein paar kleine Änderungen nötig sind. So wandert der gestern montierte Masse-Verteiler ein paar Zentimeter nach unten, und der gestern bereits zweimal versetzte Meßshunt wechselt noch mal seine Lage. Auch eine massive Sicherungsbrücke für das Ladegerät braucht

zwei Anläufe, ehe sich der endgültige Platz herauskristallisiert. Nachdem dann noch ein paar Kabel umverlegt und teils verlängert wurden, beginnt der zweite Anlauf. Eine Batterie nach der anderen ich ins Loch und dann auf Trägerschienen. Das Verbinden der Batterien macht sogar weniger Probleme, als angenommen, und dann kommt der große Augenblick: Anke darf den Hauptschalter umlegen, und - alles scheint o.k. zu sein. Ein kleiner Schönheitsfehler bleibt noch. Das Kabel. das den ganzen Strom zu den Verbrauchern leitet, ist nun leider zu kurz. Ich habe es jetzt provisorisch verlegt. Das muß noch verlängert oder ausgetauscht werden. Und weil ich jetzt schon so viel geändert und hoffentlich auch verbessert habe, werde ich morgen auch noch den Widerstand des Windgenerators an einen besser geschützten Ort versetzen.



In den Pausen – die müssen auch sein – gehe ich auf Vogelpirsch. Hier einer der schönsten Vögel der Küste, eine Inca Tern (*Larosterna inca*)

Abends gehen wir mit Robert, der Name ist französisch auszusprechen, denn Robert stammt aus *Montreal*, und Carmen in "unsere" Pizzeria. Robert ist noch ziemlich enerviert und braucht eine Zeit, bis er sich beruhigt. CAMINATA, ihr Boot kam heute an Land, aber erst mal fand die ganze Kranaktion mit Stunden Verspätung statt, und dann hatte ihn keiner vorgewarnt, daß er entweder seine Vorstagen oder die Achterstagen beseitigen muß. Außerdem stellte sich dann heraus, daß auch der Windgenerator und die Solarpaneele mit dem Travellift kollidierten. Es war also noch viel unerwartete Schrauberei zu tun und statt um sechs konnte er sein Boot erst gegen halb neun verlassen. Hat geschimpft wie ein Rohrspatz. Na, gut für uns, wir sind nun vorgewarnt und können uns in Ruhe auf unsere Slipaktion vorbereiten. Später verläuft unsere Unterhaltung in andere Richtungen, und Carmen, gebürtige Peruanerin, gibt uns viele Tips, was wir in *Lima* noch so machen können.

1000. (Fr. 21.12.07) Vor drei Tagen quälte ich mich unerwarteterweise immer noch in meinem Lieblingsloch in verquersten Haltungen ab, um die letzten Nacharbeiten des Batterieeinbaus abzuschließen. Es fehlte beispielsweise noch eine Art Überrollsicherungsbügel, der die recht schweren Energiespender bei einem Salto des Bootes davon abhalten soll, irgendwelche Freiflugübungen zu starten. Nachdem ich eine überschüssiges Aluminiumprofil dann ein wenig gelocht, gesägt, geschliffen, entgratet und an stoßfreundlichen Ecken gerundet und ansatzweise poliert hatte, erhob ich endlich mein müdes Haupt über das Niveau des Cockpitbodens und sahweißen Rauschebart und eine rote Nase. André!!! war mein erster Gedanke. Aber nein, das konnte nicht sein. Der hat doch jetzt in *Ushuaia* oder zumindest in der dortigen Gegend herumzugeistern. Auf den zweiten Blick war der Bart denn auch zu weiß, die Nase zu rot, und ich konnte mich partout nicht daran erinnern, daß André jemals eine rote Mütze mit weißem Rand und weißer Bommel getragen hat. Und außerdem sah ich ihn zwar gelegentlich mit Stativ und Handycam, aber eigentlich nie

in Begleitung eines leuchtend rotnasigen Rentieres. Sollte ich etwa in das Antlitz des leibhaftigen – ja des leibhaftigen Weihnachtsmannes schauen? In der Tat, er war es und war gekommen, Weihnachtsgeschenke einzusammeln. Womit das Geheimnis gelöst ist, woher all die Geschenke auf der Welt kommen. Nur hatte er Pech, denn wir hatten keine, denn Weihnachten kam für uns ja völlig überraschend. Das wird auch jeder verstehen, wenn er einmal etwas Zeit in *Callao* verbracht hat. Das Wetter hier ist weder weihnachtlich noch österlich, es ist irgendwie niveau- und zeitlos. Also, woran hätte man das Nahen des Weihnachtsfestes erkennen können? Der alte Rauschebart zog schließlich grummelnd und brummelnd davon, aber er hinterließ mich in einiger Verlegenheit. Wenn Weihnachten bevorstand, dann stand auch etwas anderes bevor. Ach du großer Schreck. Ankes Geburtstag. Also schnell alle Arbeiten eingestellt und sich heimlich still und leise von Bord gestohlen. Hat natürlich nicht geklappt. Wem Laufe ich in *Callao* bei meiner ganz geheimen Mission in die Hände? Anke, na klar. So blieb meine Mission nicht ganz verborgen. So ist das Leben.

Am nächsten Tag wurden dann auch alle Schraub-, Putz und sonstigen Arbeiten ausgesetzt, um sich den bei solchen Anlässen unvermeidlichen Arbeiten zuzuwenden. Es sollte ja schließlich ein netter Tag im Kreis der in unerwartet großer Zahl vertretenen Fahrtensegler werden. Pech hatte nur Robert, der sich tags zuvor eine Magen-Infektion zugezogen hatte und ausfiel. Praktisch jeder der später Anwesenden konnte dieses Leid tief empfunden nachvollziehen.

Die Feier fand natürlich an Bord von JUST DO IT statt, allerdings nicht, wie man bei der tropischen Breite von 12° S erwarten könnte im Cockpit, nein, nein, Callao-gemäß im Salon. Draußen sorgte nur der Grill für allerdings räumlich reichlich konzentriert, auch durchaus was ja erwünscht ist. Es gab einen bunten Salat nach deutschem Gourmet-Kochbuch, einen vermutlich argentinischen Fleischbatzen, zubereitet nach brasilianischer Tradition, aber ergänzt mit original argentinischem chimichurri. (Hach!) Dazu floß jede Menge caipirinha unter Verwendung von 51, ehemals preiswertem cachaça, aber da echter Eigenimport somit eine heuer exorbitant teure Kap-Hoorniers-Edition. Da muß so ein schlapper Linie-Aquavit erst mal

mithalten. Alle Anwesenden, also Lars und Pauli - die vierbeinigen Jungs mußten SATUMAA hüten - Bev und Herb von der THE LADY J und wir gaben uns reichlich Mühe und Fleisch und Salat schwanden nach gewissen, grillüblichen Startschwierigkeiten vollends. Der *caipi* hielt sich da trotz ununterbrochner Nacharbeiten hartnäckiger. Und als finaler Endschlag tauchte dann aus unserer kühlen Motorraumbilge der in vortäglich geheimer Mission organisierte Pappkarton auf. Inhalt: eine absolut original peruanische Sahnetorte. Absolut original und offenbar so unverkennbar geburtstagstypisch, daß ich auf dem Weg von der Konditorei zum Boot dreimal mit der Frage konfrontiert wurde, wer denn Geburtstag habe. Diese kolossale heimische Kreation erwies sich dann als zu übermächtig und wir konnten nur dessen eine Hälfte vertilgen. Alles in allem kein Abend, um abzunehmen. Dafür hatten wir viel Spaß und auch am nächsten Tag waren keinerlei feierbedingte Ausfälle zu verzeichnen.

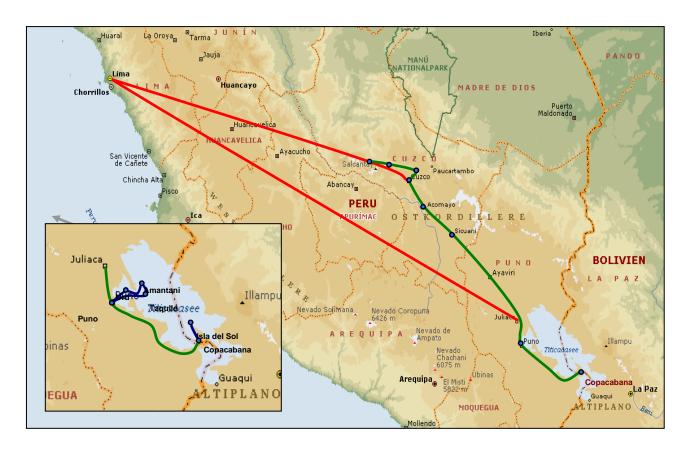
Heute versuchten wir eine gesunde Mischung aus bootstypischen und weihnachtsbedingten Arbeiten. Ging auch ganz gut. Draußen auf See, daß heißt in einem Umkreis von etwa zwei Seemeilen posiert wieder die peruanische Marine. Wahrscheinlich ein Weihnachtsaufmarsch. Es wird unter den Einheimischen darüber viel gelästert. Großer Manöverbetrieb: raus aus dem Hafen, großer anderthalb-Meilen-Ausflug zwecks Salzwasserschnuppern und vor Anker gehen. Aller Lästerei zum Trotz, hübsche Schiffe haben die Jungs von der Navy schon. Doch anscheinend kein Geld für Sprit, um groß über den 2-Meilen-Radius hinaus zu kommen. Einen größeren Radius haben da schon unsere allgegenwärtigen Guanoproduzenten. In den letzten Tagen versammelten sie sich oft zu Tausenden in quirlenden Himmelsschwärmen,



Geburtstagsfeier

Heringen gleich, und kreiselten lebhaft umeinander. Und heute sind sie fast alle weg. Möwen sind noch da, und die Pelikane beginnen, zwischen den an den Moorings liegenden Booten umher zu schwimmen. Aber die Seeschwalben, die Terns, sie sind bis auf ein paar klägliche Reste quasi über Nacht verschwunden. Das ärgert mich schon. Jeden Tag habe ich mich auf den nächsten Tag vertröstet, um Mal ein paar gute Fotos zu machen, und nun?





In Peru - vom 30.09. bis 13.10.08